

Inhalt

1. Ursprung, Gegenstand und Methode der Sozialwissenschaft.....	4
1.1 Sozialwissenschaften in Aktion: Die Glücksforschung.....	7
1.2 Sozialwissenschaften und Philosophie	12
1.3 Max Weber: Grundbegriffe der Soziologie	14
2. Der Anspruch der Wertneutralität als „versteckte Ideologie“?	24
2.1 Werturteilsfreiheit bei Max Weber	25
2.2 Die Kernaussagen Hilary Putnams zur „fact-value-Dichotomie“	28
3. Naturalismus und ökonomischer Imperialismus.....	32
3.1 Philosophische Grundlagen des Naturalismus.....	33
3.2 Ökonomik als „Naturwissenschaft wissenschaftlichen Verhaltens“	36
3.3 Ökonomischer Imperialismus in den Sozialwissenschaften	43
4. Zur Problematik der Annahme „sozialer Gesetzmäßigkeiten“	48
4.1 Praktische Anfragen.....	48
4.2 Grundsätzliche Kritik an der Annahme „sozialer Gesetzmäßigkeiten“	53
4.3 Dem Gesetz auf der Spur: Quantitative Sozialforschung	54
5. Die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt und interpretative Ansätze	57
5.1 Die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt	57
5.2 „Dichte Beschreibungen“ als Anliegen der Sozialwissenschaften	59
5.3 Qualitative Forschung und ihre zentralen Prinzipien	62
6. Schluss: Ein Plädoyer für Methodenpluralismus und Interdisziplinarität	65
Literatur	70

Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher

SKRIPT

ZUR VORLESUNG

Grundlagen der SOZIALWISSENSCHAFTEN

WINTERSEMESTER 2014/2015

1. Ursprung, Gegenstand und Methode der Sozialwissenschaft

1. Die *Sozialwissenschaften* umfassen alle Wissenschaften, die sich mit dem Zusammenleben der Menschen, ihren Interaktionen, sozialen Handlungen und Organisationsformen befassen. „Sozial“ ist dabei *deskriptiv* zu verstehen, also im Sinne von „gesellschaftlich“ im Gegensatz zu „individuell“. Soziale Phänomene sind solche, die nicht ausschließlich von Einzelpersonen her erklärt werden können.

Das *Ziel jeder Sozialwissenschaft* sind Erkenntnisse sozialer Beziehungen im Kontext der jeweiligen Interaktionszusammenhänge. So fragt beispielsweise die *Ökonomie* nach dem produktivsten Wirtschaftssystem, die *Politologie* untersucht politische Systeme, beispielsweise auf den Grad ihrer Demokratisierung, und die *Soziologie* fragt nach gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen, zum Beispiel danach, ob Menschen in individualisierten oder eher kollektiven Gesellschaften glücklicher/produktiver/gerechter usw. sind. Des Weiteren sind auch die *Sozialpsychologie*, die *Kriminologie*, die *Kulturwissenschaft* und die *Rechtswissenschaft* zu den Sozialwissenschaften zu zählen.

Die Sozialwissenschaften werden in der Regel von anderen Wissenschaftsgruppen abgegrenzt, von der Max-Planck-Gesellschaft etwa von den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften. Zu ersterer werden neben der Biologie, der Medizin und der Chemie auch die Physik und die Ingenieurwissenschaften gezählt. Die Geisteswissenschaften umfassen hingegen die Kultur- und Sprachwissenschaften, in welche auch die Philosophie eingeschlossen ist. Diese Abgrenzungen sind wie die Zuordnung zu den Sozialwissenschaften jedoch nicht einheitlich.

2. Die sozialwissenschaftlichen Forschungsbereiche haben den Anspruch, *empirische Wissenschaften* zu sein. Sie will Erkenntnisse über die soziale Welt gewinnen, wobei je nach Methode soziale Zusammenhänge erklärt oder auch verstanden werden sollen, was – wie im Weiterem verdeutlicht wird – unterschiedliche Ziele darstellen.

3. Die *Wurzeln der modernen Sozialwissenschaften* liegen bereits in der Staats- und Sozialphilosophie der Antike. Ihre Entwicklung erstreckt sich über die Rechts- und Sozialphilosophie der Aufklärung bis hin zu Moderne und Postmoderne. Die Institutionalisierung ist dabei eng verknüpft mit der Aufklärung und den Revolutionen im 19. Jahrhundert: „Die Geschichte der Soziologie beginnt in dem Augenblick, in dem die selbst-

verständliche Geltung von Institutionen und Werten durchbrochen und die Frage nach ihnen als relevanter Forschungsgegenstand anerkannt wird.“ (Jonas 1968, S. 8). Der Beginn einer Wissenschaft der Gesellschaft ist also gekennzeichnet durch die Erkenntnis, dass eben diese Gesellschaft (oder ihre Komponenten im Sinne handelnder Menschen oder Institutionen) für die Menschen und ihr Zusammenleben von großer Bedeutung ist und somit Gegenstand der Forschung sein können.

4. Bereits vor dieser Institutionalisierung gab es ab dem späten 18. Jahrhundert eine Beschreibung des sozialen Wandels (bedingt durch Fortschritt und soziale Frage, also die Folgen der industriellen Revolution) durch eine theoriegeleitete „soziale Analyse“. Schon in diesen Ursprüngen der Sozialwissenschaft wird die „Theoriebeladenheit aller Beobachtungsaussagen“ offensichtlich, wenn etwa der Fortschritt an bestimmten Indikatoren (wie z.B. dem Wachstum der industriellen Produktion) festgemacht wird; die Wahl genau dieses „Fortschritt-Indikators“ folgt einer bestimmten Theorie, die für die Messung von Fortschritt bestimmte Informationen heranzieht, andere aber vernachlässigt oder ganz ausschließt. Die Wahl dieser Theorie ist von daher immer zu begründen.

5. Inzwischen haben sich die Sozialwissenschaften fest im Feld der Wissenschaften etabliert, daran gibt es (trotz ihres, im Vergleich zu den Naturwissenschaften, verhältnismäßig jungen Alters) keinen Zweifel mehr. Dennoch gibt es – neben der bereits genannten Zuordnungsproblematik – sowohl in der Sozialwissenschaft selbst wie auch in anderen Wissenschaften unterschiedliche Auffassungen über den *Gegenstandsbereich*, das *Erkenntnisinteresse* und die *Methode* der Sozialwissenschaften: Geht es nur um Systeme und Institutionen oder ist der soziale Akteur Ausgangspunkt der Forschung? Sollen soziale Phänomene erklärt und dementsprechend Prognosen abgegeben werden oder soll das Akteursverhalten auch tatsächlich verstanden und nachvollzogen werden können?

Welche verschiedenen *Disziplinen* gehören zu den Sozialwissenschaften, und was ist ihr spezifisches Merkmal? Handelt es sich, zum Beispiel, bei der Sozialpsychologie nicht vielmehr um eine Naturwissenschaft? Und wie verhalten sich die Sozialwissenschaften zu philosophischen Disziplinen, beispielsweise der politischen Philosophie und der Moralphilosophie, die ebenfalls Fragen der sozialen Welt zum Gegenstand haben?

Keinen Konsens gibt es auch über die *Art des Wissens*, das hervorgebracht werden soll: Geht es „nur“ um Korrelationszusammenhänge? Oder doch um kausale Gesetzmäßigkeiten, die zeit- und kontextunabhängig verallgemeinert werden können? Kann zum Beispiel der Zusammenhang zwischen steigendem Einkommen und wachsender Zufriedenheit als universale Kausalrelation verstanden werden, die kulturunabhängige Geltung beansprucht? Oder gilt diese Korrelation nicht vielmehr nur in bestimmten Kontexten und bis zu einer bestimmten Höhe des Einkommens (siehe 1.1)?

Auch die Frage nach den *Erkenntnismöglichkeiten* der Sozialwissenschaft muss gestellt werden. Schon Kant fragte sich, ob die soziale Welt überhaupt empirisch untersucht werden könne. Hier ergeben sich Probleme wie das der enormen Komplexität und Bedeutungshaftigkeit sozialer Phänomene ebenso wie die Tatsache, dass der Forscher ja immer schon Teil der sozialen Welt ist, sich also nur in bestimmter Weise von dieser distanzieren kann. Die Sozialwissenschaft muss mit diesem Spannungsfeld umgehen und sich stets bewusst sein, dass sie als Teil der Gesellschaft selbst Gegenstand ihrer eigenen Wissenschaft ist.

Damit verknüpft ist auch die Debatte um das *Verhältnis zu anderen Wissenschaften*. Das betrifft sowohl das Erkenntnisinteresse (inwiefern geht es, wie bei den Naturwissenschaften, um soziale Gesetzmäßigkeiten?) als auch die Methoden (kann die Neurowissenschaft nicht vielleicht viel mehr über unsere politische Einstellung und unser Wahlverhalten herausbekommen als subjektive Befragungen oder gar die politische Theorie?). Es ist also vor allem das Verhältnis zu den modernen Naturwissenschaften, das zu klären und hinterfragen ist. Für diese kritische Reflexion ist wiederum eine philosophische Betrachtung notwendig, was in dieser Vorlesung eine wichtige Rolle spielen wird.

Eng verknüpft damit ist schließlich die Frage nach der *Objektivität* und *Wertneutralität* der Sozialwissenschaften. Inwiefern kann Gesellschaftsforschung überhaupt wertneutral sein, wenn diese notwendigerweise von Forschern und Forscherinnen unter einem je spezifischen Blickwinkel betrieben wird. Dieser Frage wird im zweiten Kapitel eigens nachgegangen.

6. Schon in diesen Fragestellungen sind, mittelbar wie unmittelbar, *vielfältige Bezüge zur Philosophie* erkennbar. Diese sollen in dieser Vorlesung systematisch aufgegriffen und thematisiert werden. In diesem ersten Kapitel werden zu Beginn das Erkenntnisin-

teresse und die Methoden der Sozialwissenschaft beispielhaft anhand der Glücksforschung erläutert. Sodann werden die Bezüge zwischen Sozialwissenschaft und Philosophie noch einmal detaillierter aufgenommen und der Begriff „Sozialwissenschaft“ geklärt. Schließlich wird in diesem Abschnitt ein Pionier der Sozialwissenschaft und dessen Verständnis dieser Wissenschaft vorgestellt: Die Rede ist von Max Weber und seinen soziologischen Grundbegriffen, die einen ersten wichtigen, systematischen Einstieg in eine „Philosophie der Sozialwissenschaften“ geben.

1.1 Sozialwissenschaften in Aktion: Die Glücksforschung

1. Die Glücksforschung (genauer eigentlich „Happiness“-Forschung) als Zweig der neueren empirischen Sozialforschung geht davon aus, dass sich empirisch etwas über das Glück sagen lässt, und zwar in der Weise, dass man eine repräsentative Auswahl von Personen danach befragt, wie glücklich oder wie zufrieden sie sich selbst einschätzen. Dabei wird weder ein spezifisches Verständnis von Glück zugrunde gelegt, noch einfach nach akuten Glücksgefühlen oder glückhaften Situationen („episodisches Glück“) gefragt. Vielmehr soll eine *übergreifende Beurteilung des gesamten Lebens im Sinne einer selbst bewerteten Lebenszufriedenheit* („*self-reported well-being*“) vorgenommen werden – in Deutschland z.B. im Sozio-oekonomischen Panel: „Wie zufrieden sind Sie gegenwärtig, alles in allem, mit Ihrem Leben?“ mit elf Antwortmöglichkeiten einer ordinalen Skala von 0 („ganz und gar unzufrieden“) bis 10 („ganz und gar zufrieden“).

2. Diese subjektiven Selbsteinschätzungen werden von affektiven Momenten (Gefühle und Stimmungen) wie auch kognitiven Überlegungen beeinflusst. Insofern hängen die jeweiligen Urteile immer auch von persönlichen Charaktereigenschaften und individuell verschiedenen Bewertungsmaßstäben und Ansprüchen ab. Dass Letztere sozial beeinflusst sind und sich im Laufe der Zeit verändern können, liegt ebenfalls auf der Hand. Doch das spricht nicht per se gegen die „Happiness“-Forschung. Denn es geht ihr nicht nur um das Fällen von Aussagen über die selbst geschätzte Lebenszufriedenheit, sie will auch die dafür relevanten Bestimmungsfaktoren sowie die psychologischen Mechanismen analysieren, die der jeweiligen Selbsteinschätzung der Lebenszufriedenheit zugrunde liegen. Die Glücksforschung hat also den Anspruch, *interdisziplinäre Wissenschaft* zu

sein. Das bedeutet, dass nicht nur Methoden, Prämissen und Sachverhalte einer Wissenschaft zum Erkenntnisgewinn beitragen, sondern ein Zusammenspiel verschiedener Wissenschaften dieses Ziel erreichen sollen. So spielen bei der Frage nach dem selbst eingeschätzten Glück ökonomische Faktoren, allen voran das verfügbare Einkommen, aber auch andere Faktoren eine Rolle. Dabei handelt es sich wie schon erwähnt um innere Faktoren, also persönliche Eigenschaften wie genetische Veranlagungen und Charaktereigenschaften (z. B. Optimismus). Gleichzeitig sind neben ökonomischen Einflüssen (Einkommen, Arbeitsplatzsicherheit und die Arbeitsplatzzufriedenheit), andere äußere Faktoren von großer Bedeutung, so zum Beispiel die soziodemographische Situation (Alter, soziale Beziehungen, Bildungsgrad, Religiosität, Gesundheit) und politische Umstände (in erster Linie sind damit die Beteiligungsmöglichkeiten am politischen Prozess der Entscheidungsfindung und Willensbildung gemeint). Von daher sind bei der Glücksforschung ökonomische, philosophische, politologische, soziologische oder auch sozialpsychologische Aspekte von Bedeutung (vgl. für das Folgende Frey/Frey Marti 2010 und Wallacher 2011).

3. Wie jede empirische Sozialforschung steht auch die Zufriedenheitsforschung vor erheblichen *methodischen Herausforderungen*.¹ Um ihre Wissenschaftlichkeit zu rechtfertigen, muss die Messung von Glück verschiedenen Gütekriterien gerecht werden.

- So braucht es umfangreiche Erhebungen mit einer möglichst repräsentativen Auswahl von Versuchspersonen (*Repräsentativität*).
- Die *Reliabilität* bezeichnet die Zuverlässigkeit einer Messung, also inwiefern deren Ergebnis in anderen Messungen gleichen Aufbaus reproduzierbar ist. Um sicherzustellen, dass die individuellen Auskünfte nicht willkürlich sind, werden Interviews beispielsweise mehrmals wiederholt.
- Mit *Validität* ist die Gültigkeit einer Messung gemeint, also inwiefern mit der Befragung wirklich das zu messende Merkmal gemessen wird. In unserem Kontext heißt das, dass das Befragungsergebnis auch tatsächlich die persönliche Glückseinschätzung widerspiegeln sollte.
- Eine *konsistente* Messung des Glücks ist erreicht, wenn es eine Übereinstimmung mit dem gemessenen Wohlbefinden und anderen glücksbezogenen Beobachtungen gibt. So versucht man, zusätzlich objektive Auskünfte über die Le-

¹ Vgl. dazu z.B. Frey, Bruno S./ Stutzer, Alois 2002, bes. 30-36.

benszufriedenheit zu gewinnen, um sie mit den subjektiven Einschätzungen zu vergleichen. Man bittet etwa nahestehende Personen, ein Urteil über das Glück der Befragten abzugeben, oder beobachtet – bei Befragungen – zusätzlich bestimmte nonverbale Verhaltens- sowie Ausdrucksweisen, und sucht nach möglichen Übereinstimmungen. Rückschlüsse auf die Lebenszufriedenheit sucht man auch durch Messungen von Gehirnströmen zu erzielen, da die Hirnforschung möglicherweise Anhaltspunkte dafür liefert, dass bestimmte Gehirnaktivitäten bei zufriedenen Menschen eine spezifische Form aufweisen können.²

- Die größte methodische Herausforderung liegt wohl in der Frage der *interkulturellen Vergleichbarkeit solcher Befragungen*, da die Antworten immer auch vom jeweiligen sozio-kulturellen Kontext mit beeinflusst werden dürften, was am Beispiel des Zusammenhangs zwischen verfügbarem Einkommen und selbstgeschätzter Lebenszufriedenheit gleich noch verdeutlicht wird.

4. Wie bei jeder anderen Wissenschaft ist es auch in der Glücksforschung nötig, die angewandte Methode der spezifischen *Fragestellung* anzupassen. Methoden müssen stets reflektiert und überlegt angewendet werden, da ihre Auswahl bereits das Ergebnis einer Messung beeinflusst. So reduzieren objektivierende Validierungen erinnerungsbedingte Verzerrungen, was bei einem rein subjektiven Ansatz nicht möglich ist. Andererseits ist Glück niemals ein isoliertes Gefühl, sondern stark abhängig vom Kontext der befragten Person. Diesen Umstand zu berücksichtigen gelingt wiederum der Methode der Befragung deutlich besser.

7. Ein konkretes Beispiel der Glücksforschung, bei dem die Methode der Befragung zur Anwendung kommt, ist dabei die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen dem *Pro-Kopf-Einkommens und der Lebenszufriedenheit der Menschen* in verschiedenen Ländern (siehe Grafik) Es zeigt sich: Die Menschen in wohlhabenden Ländern sind im Schnitt deutlich zufriedener als die Menschen in Ländern mit niedrigerem Pro-Kopf-Einkommen. Aus dieser Beobachtung kann sich aber sehr leicht ein Trugschluss ergeben. Denn es gibt keinen *generellen* strikt positiven Zusammenhang zwischen Glück und Einkommen, und die Frage der Kausalität ist damit auch noch nicht beantwortet. Ein genauer Blick zeigt, dass die positive Korrelation nur bis zu einem Jahreseinkom-

² Vgl. dazu z.B. Layard 2005.

men von etwa 10.000 \$ gilt. Diesen Effekt nennt man den *abnehmenden Grenznutzen des Einkommens*. Der zusätzliche Nutzen (i. S. v. „Glücksteigerung“) des Einkommens ist also bis zu einem gewissen Betrag tatsächlich vorhanden, nimmt aber jenseits dieser Grenze nach und nach ab. Es verhält sich dabei wie beim Bierkonsum an heißen Sommertagen: Während die erste Maß noch einen kaum beschreibbaren Genuss darstellt, nimmt dieser mit jedem weiteren Liter Bier ab und kann sogar ins Negative umschlagen. Wir alle kennen dieses Gefühl. Diesen Sachverhalt bezeichnet man als „*abnehmenden Grenznutzen*“ bestimmter Einflussfaktoren. Weitergehende Analysen zeigen, dass bei Ländern, deren Durchschnittseinkommen deutlich über dem Schwellenwert liegt, außerökonomische Faktoren, allen voran politische Stabilität und Mitwirkungsmöglichkeiten eine größere Rolle bei der Lebenszufriedenheit spielen.

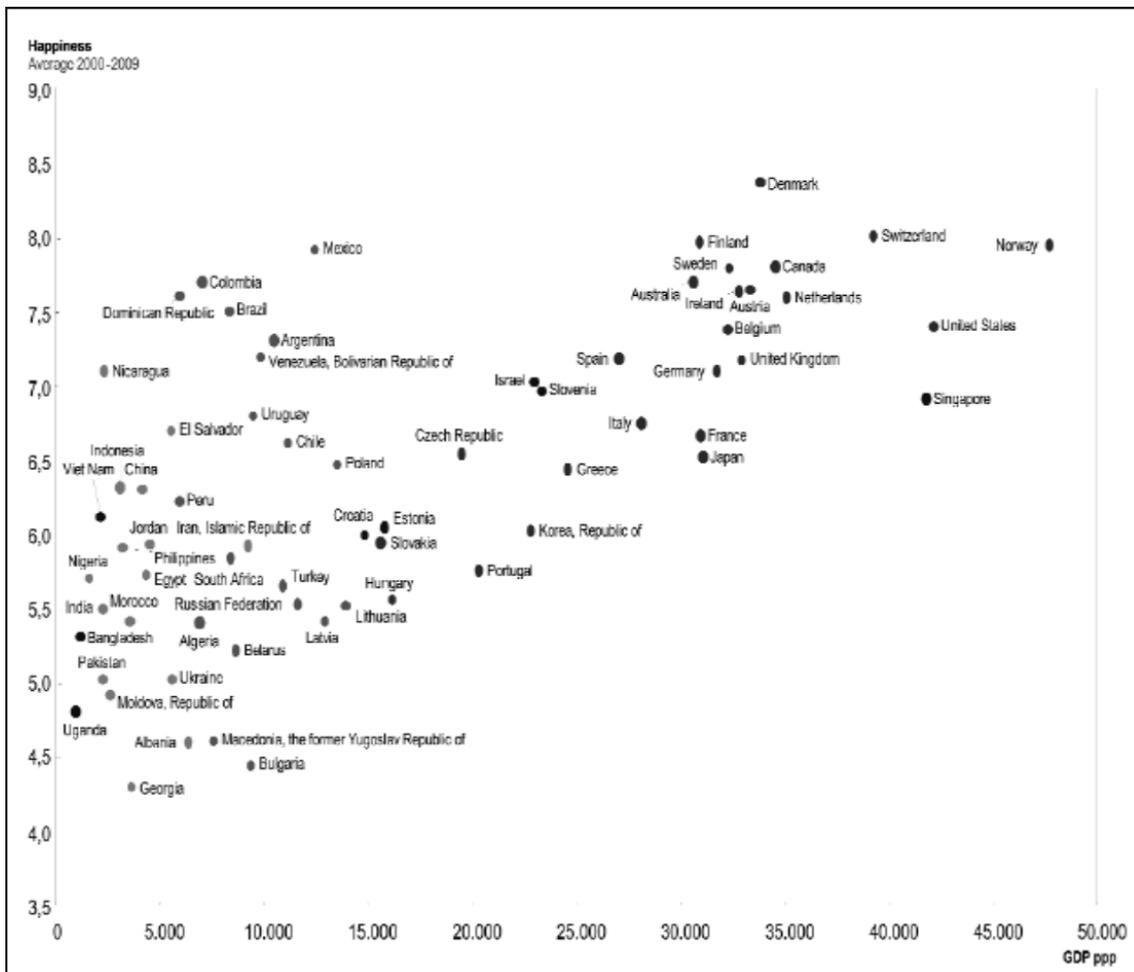


Abb.: Der Zusammenhang zwischen PKE und Lebenszufriedenheit im internationalen Vergleich

8. Über einen solchen Einfluss von Drittvariablen (also außerökonomische Faktoren) kann diese zweidimensionale Grafik nichts aussagen. Dargestellt wird nur die Korrelation von Einkommen und Glück. Und selbst diese Tatsache hat noch ein inhärentes Problem: Aus der Grafik wird keine Klarheit über die *Richtung der Kausalität* ersichtlich. Dieses Problem ist vergleichbar mit der Frage nach der Henne und dem Ei. Die These ist, dass ein höheres Einkommen glücklich macht. Genauso gut könnte man aber annehmen, dass an sich glücklichere Menschen einfach mehr verdienen, auf Grund höherer Motivation oder anderen Einflüssen ihrer Zufriedenheit. Kurz: Vielleicht macht nicht Geld zufriedener, sondern Zufriedenheit reicher.

9. Schließlich stellt sich besonders bei den internationalen Vergleichen des Zusammenhangs von Einkommen und Zufriedenheit das *Problem der interkulturellen Vergleichbarkeit*. Das Antwortverhalten auf die Frage der selbst bewerteten Lebenszufriedenheit ist kultur-spezifisch. So ist zum Beispiel bekannt, dass Nord- und Südamerikaner dazu neigen, sich positiver einzuschätzen, während Ostasiaten sich diesbezüglich tendenziell zurückhaltender äußern. Selbst hinsichtlich des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens, das wir wie selbstverständlich zueinander in Bezug setzen, ist Vorsicht geboten. Der Einkommensvergleich wird beispielsweise durch Wechselkurse oder die unterschiedliche Kaufkraft in reichen und armen Ländern verzerrt. Statistiker der Vereinten Nationen und der Weltbank arbeiten daher schon sehr lange an geeigneten Korrekturfaktoren, um die Vergleichbarkeit zwischen Ländern zu verbessern.

10. All die erwähnten methodischen Schwierigkeiten sprechen nicht per se gegen die ökonomische Glücksforschung, sie sind aber ernst zu nehmen und bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Auf jeden Fall sollen sie verdeutlichen, wie wichtig ein kritischer und reflektierter Umgang mit Forschungsfragen und -methoden ist. Außerdem wird der Anspruch der Interdisziplinarität deutlich bzw. ihre Unabdingbarkeit ist nicht mehr zu übersehen. Denn eine reine Orientierung am Einkommen würde den Erkenntnisanspruch der Glücksforschung untergraben. Es bedarf eines weiteren Blickes, selbst wenn die ökonomische Sichtweise unbestreitbar ein wichtiger Baustein der Antwort auf die Frage nach der Lebenszufriedenheit des Menschen ist.

1.2 Sozialwissenschaften und Philosophie

1. Die eingangs beschriebene Entwicklung führte zu einer Etablierung der Sozialwissenschaft in der Landschaft der Wissenschaften, die bisher wesentlich durch die Naturwissenschaften geprägt war („Szientismus“). Damit stellen sich für die Sozialwissenschaften zunehmend Methodenfragen und Rechtfertigungsprobleme für ihr theoretisches Vorgehen.³ Der Philosophie kommt dabei eine wichtige Aufgabe zu. Der Philosoph oder die Philosophin kann dabei jedoch „nicht in abstrakter Gegenstandsenthobenheit“ (Lenk 1986: 9) unabhängig und ohne Kenntnis der Sozialwissenschaften theoretisieren, „sondern er/[sie] muss sich mit deren Fragestellungen, Theorieentwürfen und Methoden differenziert befassen und auseinandersetzen“ (ebd.). Für eine „Philosophie der Sozialwissenschaften“ bedarf es daher einer „ernst zu nehmende[n] Zweitfachkompetenz in einigen oder wenigstens einer dieser Wissenschaften“ (ebd.).

2. In den bisherigen Ausführungen sind starke *Bezüge zwischen Sozialwissenschaften und Philosophie* nicht zu übersehen: So bedarf es einer Zuordnung der sozialwissenschaftlichen Fragestellungen in die wechselseitig verbundene und sich bedingende Trias von Erkenntnisgegenstand, Erkenntnisinteresse und Erkenntnismöglichkeiten, womit offensichtliche Bezüge zur *philosophischen Erkenntnislehre* gegeben sind.

Außerdem gibt es Zusammenhänge im Gegenstandsbereich von Sozialwissenschaften und Philosophie, genauer bei ihren Disziplinen *Anthropologie* und *Sozialphilosophie*: Soziale Phänomene bilden hier den allgemeinen Gegenstandsbereich. Es geht um Menschen in ihren Interaktionen mit anderen, also um das Verhältnis zwischen einzelnen Individuen zu Gruppen, einer Gemeinschaft und der Gesellschaft.

Zuletzt stellt sich auch die Frage nach der Eigenart sozialwissenschaftlicher Forschung: Was lässt sich wissenschaftlich über soziale Phänomene aussagen und wie „objektiv“ sind solche Aussagen? Bei dieser Frage gibt es große Schnittmengen wiederum zur Erkenntnistheorie, vor allem aber auch zur *Wissenschaftstheorie*.

3. Sozialwissenschaften sind also „zutiefst philosophie- und methodologiegeprägte Disziplinen“ (Lenk 1986). Gleichzeitig gehen Sozialwissenschaften aber nicht in der Philo-

³ Weiterführend dazu. Lenk 1986, S. 52-54 und Ahrens et al. 2011, besonders zur Einführung 9-24

sophie auf. Denn sie nutzen auch empirische Erhebungen und Untersuchungen, die nicht einfach durch Abstraktionen oder Wertungen ersetzt werden können. In diesem Sinne ist die Sozialwissenschaft eine „Wirklichkeitswissenschaft“ (Max Weber). Dabei stellt sich die Frage, nach welchen Prinzipien und Kriterien bestimmte Teile der Wirklichkeit empirisch untersucht und entsprechende Daten erhoben und wie diese interpretiert werden. In diesem Sinne ist *Interdisziplinarität* gefordert, also das Zusammenwirken verschiedener Arten und Richtungen der Wissenschaft, die sich dadurch gegenseitig reflektieren und ergänzen. Diese Vorlesung ist ein Beispiel einer solchen interdisziplinären Vorgehensweise bzw. zeigt grundsätzlich auf, inwiefern diese wichtig ist.

4. Insgesamt ergeben sich daraus grundlegende *Aufgaben einer Philosophie der Sozialwissenschaften*.⁴ Einerseits ist es notwendig, die (einzelnen) Sozialwissenschaften, ihre Vorgehensweisen, Methoden und damit verbundene philosophische Vorentscheidungen rational zu rekonstruieren und offenzulegen (*deskriptive Komponente*). Eine Philosophie der Sozialwissenschaften hat insofern eine unverzichtbare aufklärerische Funktion. Andererseits bedarf es einer Kritik der Methoden und damit verbundener Annahmen, um ihre Erklärungskraft zu erhöhen und damit ein besseres Verständnis der sozialen Welt zu gewinnen (*präskriptive/normative Komponente*). Diese Methodenkritik ist auch die Voraussetzung dafür, orientierende Maßstäbe für die Gestaltung der sozialen Welt zu geben.

5. Um die genannten Aufgaben erfüllen zu können, ist es unerlässlich, die *methodischen Spannungsfelder der Sozialwissenschaften* zu beleuchten und zu reflektieren.⁵ Diese Spannungsfelder seien hier kurz genannt, im Verlauf der Vorlesung werden sie immer wieder aufgegriffen und diskutiert.

- So stellt sich die Frage des Untersuchungsgegenstandes in dem Sinne, ob ein *handlungs-* oder *struktur-* bzw. *systemzentrierter* Zugang gewählt wird. Im ersten Fall stehen die Handlungen der sozialen Akteure im Mittelpunkt (siehe dafür die Theorie Max Webers im folgenden Abschnitt), im zweiten Fall die soziale Struktur, also soziale Institutionen oder Systeme. Während Handlungstheorien häufig von einem methodologischen Individualismus ausgehen, also der Annahme, dass der einzelne Akteur und dessen rationale Entscheidungen und

⁴ Vgl. hierzu vor allem auch den Lexikonartikel von Gorton.

⁵ Vgl. dazu auch die Vorlesung von Prof. Reder.

Handlungen im Mittelpunkt stehen, wählen Strukturtheorien häufig den methodologischen Holismus (gr. *holos* „ganz“; auch „Ganzheitslehre“), der nach der Gesamtheit sozialer Phänomene und Funktionen fragt und damit quasi aus der Vogelperspektive die Gesellschaft beleuchtet und dadurch die soziale Welt erklärt.

- Weitere Spannungen ergeben sich in der Frage nach einem *induktiven* oder *deduktiven* Zugang, ob also vom empirisch beobachtbaren Phänomen auf allgemeine Theorien geschlossen wird oder erst die allgemeinen Theorien erarbeitet werden, um damit dann die Wirklichkeit erklären zu können.
- Außerdem ist zwischen *quantitativer* (z. B. das Arbeiten mit Erhebungen großer Fallzahlen und Statistiken) und *qualitativer* (das Arbeiten mit einzelnen Fällen) Sozialforschung zu unterscheiden. Diese Unterscheidung wird uns im Schlussteil der Vorlesung beschäftigen.
- Eng verbunden mit der Frage der Objektivität der Sozialwissenschaften ist die Unterscheidung zwischen *deskriptiven* und *normativen* Zugängen zu sozialen Phänomenen. Während manche Theorien (wie z. B. die Systemtheorie Luhmanns) von ihrem Anspruch rein deskriptiv und sich die Beschreibung gesellschaftlicher Phänomene beschränken wollen, sieht eine normative Sozialwissenschaft ihre Aufgabe auch darin, Vorschläge zur Verbesserung der sozialen Welt zu machen (dies ist beispielsweise die Ansicht der kritischen Theorie).

Über all dem steht außerdem die Frage, ob es einer *methodischen Einheit* in der Sozialwissenschaft bedarf, also dem Beschränken auf eine bestimmte Methode und deren Durchhalten im Verlauf des gesamten Forschungsprozesses, oder ob nicht vielmehr ein *Methodenpluralismus* von Nöten ist, um das komplexe (und damit selbst pluralistische) Gebilde „Gesellschaft“ adäquat beschreiben zu können.

1.3 Max Weber: Grundbegriffe der Soziologie

1. Wie im vorherigen Kapitel erläutert, gibt es bereits innerhalb der Sozialwissenschaften verschiedene Theorierichtungen mit unterschiedlichen methodischen Ansatzpunkten. Das primäre Erkenntnisinteresse richtet sich dabei je nach Theorie auf soziale Handlungen, soziale Strukturen oder soziale Systeme.

- a. Als populärer Vertreter einer soziologischen Handlungstheorie gilt *Max Weber* (1864-1920). Sein Konzept der „Verstehenden Soziologie“ das auf der Grundlage eines methodischen Individualismus aufbaut, soll in diesem Kapitel anhand zentraler Begriffe erklärt werden.

- b. Die Theorie und Erforschung sozialer Strukturen ist in erster Linie dem amerikanischen Soziologen *Talcott Parsons* (1902-1979) zu verdanken. Sein Strukturfunktionalismus ist eine Art Synthese von Handlungs- und Systemtheorie, da sie versucht, beide Konzepte in einer Gesellschaftstheorie miteinander zu vereinen. Doch bereits der Begriff „Strukturfunktionalismus“ rückt Parsons eher in die Richtung einer Systemtheorie als in die einer Handlungstheorie. Wichtig bei Parsons (und zugleich der relevante Unterschied zu Luhmann, siehe unten) ist sein Konzept eines „normativen Funktionalismus“, der soziales Handeln und Institutionen immer in einen Kontext von Werten und Normen beschreibt, von dem soziale Phänomene niemals losgelöst verstanden werden können.

- c. Die vielseitig diskutierte Systemtheorie erreichte im vergangenen Jahrhundert mit *Niklas Luhmann* (1927-1998) ihren Höhepunkt und ihre differenzierteste Ausformulierung. Luhmann radikalisierte den Strukturfunktionalismus Parsons (bei dem Luhmann in den 1960er Jahren in Harvard kurze Zeit studiert hatte). Das Ergebnis ist eine Theorie sozialer Systeme, die sowohl handlungstheoretische Züge als auch einen gesellschaftlichen Wertkontext gänzlich verneint. Durch seine Annahme, in der Gesellschaft gebe es keine Menschen die handeln, sondern nur sich reproduzierende Kommunikationsprozesse, die unabhängig von den sozialen Akteuren ablaufen, steht Luhmann im klaren Gegensatz zu einer akteurszentrierten Handlungstheorie Weber'scher Prägung. (Ausführlich wird Niklas Luhmanns Soziologie in der Vorlesung „Sozialphilosophie“ von Prof. Dr. Reder in diesem Semester behandelt.)

Anhand dieser Theorien lässt sich bereits das erste der genannten *methodischen Spannungsfelder* erkennen, die diese Vorlesung durchziehen: Handlungstheorie versus Struktur- bzw. Systemtheorie. Im Folgenden soll dabei der Schwerpunkt auf die Handlungs-

theorie gelegt werden. Dabei wird deutlich, dass es auch innerhalb einer solchen heuristischen Denktradition keinen Konsens der Methode gibt und geben kann.

2. Als archetypisches Beispiel der Handlungstheorie wird Max Weber anhand der von ihm erläuterten soziologischen Grundbegriffe vorgestellt. Weber beschrieb diese Grundbegriffe in seinem Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“, das er bis zu seinem Tode 1920 bearbeitet hat und das postum 1922 erschien. In § 1 der Schrift beschreibt Weber die Soziologie als Wissenschaft des sozialen Handelns (Hervorhebungen im Original):

„Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. »Handeln« soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden. »Soziales« Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“

Wenn die Soziologie als Wissenschaft des sozialen Handelns verstanden wird, ist eine *Definition des Handlungsbegriffs* von zentraler Bedeutung. In Webers Handlungsbegriff werden dabei zwei Bestandteile miteinander verknüpft: Das „Verhalten“ und der „subjektive Sinn“. Erst durch die Sinnhaftigkeit menschlichen Verhaltens kann man also von einer „Handlung“ sprechen. Der subjektive Sinn ist demnach die Grundlage des Handelns. Soziales Handeln entsteht immer dann, wenn das sinnhafte Verhalten eines Menschen (also dessen Handlung) auf das Verhalten anderer bezogen wird, also ein sozialer Zusammenhang von Handlungen entsteht.

Die Aufgabe der Soziologie ist dabei, dieses soziale Handeln (also den Sinn der Handlungen) zu *verstehen*, um so das Zustandekommen von Handlungen sowie ihre Wirkung *erklären* zu können. Der Sinn des Handelns ist dabei die Bedingung der Möglichkeit der Soziologie: Denn nur sinnhaftes Handeln ist überhaupt *verstehbar*. Die Erforschung der Gesellschaft ist also ein Prozess des Verstehens der sinnhaften Handlungen der sozialen Akteure, aus deren Interdependenzen eine Theorie von Handlungen abgeleitet werden kann: Eben eine *Handlungstheorie*. In diesem Verständnis fällt der Begriff der Hand-

lungstheorie im Grunde synonym mit dem der Soziologie als Wissenschaft zusammen: Soziologie ist eine Theorie sozialer Handlungen.

Wichtig ist nicht nur der Begriff „Sinn“, sondern auch die Tatsache, dass es sich um einen subjektiven bzw. einen *subjektiv gemeinten Sinn* handelt. Es geht nicht um einen objektiv „richtigen“ oder metaphysisch „wahren“ Sinn. Diese Abgrenzung macht für Weber den Unterschied zwischen einer empirischen Wissenschaft vom Handeln (wie der Soziologie) und einer „dogmatischen“ Wissenschaft aus, wie Weber sie nennt, zum Beispiel die Ethik oder andere philosophische Disziplinen.

3. Handeln ist nicht auf die gleiche Weise wie Verhalten beobachtbar. Aus diesem Grunde ist eine *Differenzierung des Sinnverstehens* nötig in einerseits „aktuelles“ Verstehen und andererseits „erklärendes“ oder „motivationsmäßiges“ Verstehen. Das *aktuelle* Verstehen fragt danach, welche Handlung vollzogen wurde, also nach der *Art der Handlung*. Es erfasst nicht deren Hintergrund und Motive, sondern eben nur den Sinn einer Handlung in seiner aktuellen Erscheinung.

Beim *motivationsmäßigen* Verstehen geht es darum zu verstehen, warum eine Handlung vollzogen wurde, also um das *Motiv der Handlung*. Kernthema sind Handlungskontexte und vor allem das Einordnen der Handlung in (rationale oder irrationale) Sinnzusammenhänge.

So kann beispielsweise ein Holzfäller bei seiner Arbeit beobachtet werden. Dabei versteht der Beobachter aktuell sehr gut, was dieser Mensch dort gerade tut: Er spaltet Holz. Dabei ist man aber bereits am Ende dieser Art des Verstehens angelangt. Denn alles Weitere betrifft die Motive des Holzfällers: Reagiert er sich ab wegen eines Streits (irrational)? Oder bereitet er sich auf den einbrechenden Winter vor (rational)? Die Sinnzusammenhänge können vielseitig sein und bedürfen mehr als nur aktuelles Verstehen.

Das Problem dabei ist, dass selten klar ist, wann eine Handlungserklärung abgeschlossen bzw. motivationsmäßiges Verstehen vollständig ist. Es kann immer noch ein Motiv geben, das übersehen wurde. Im Grunde beschreibt Weber hier ein sehr aktuelles Problem der modernen Sozialwissenschaften: Nämlich die Frage danach, ob im erklärten Zusammenhang nicht noch eine Variable übersehen wurde, ob es also nicht noch Drittvariablen gibt, die den Zusammenhang beeinflussen, bisher aber unentdeckt geblieben

sind. Es handelt sich hier um ein so wichtiges Problem, weil die Komplexität der sozialen Welt diese Unsicherheiten immer heraufbeschwört und nie ganz zu umgehen ist.

4. In all diesen Fällen heißt „Verstehen“ *deutende Erfassung*. Dabei kann *das im Einzelfall real gemeinte* deutend erfasst werden oder aber *das durchschnittliche oder annäherungsweise gemeinte* (im Falle einer soziologischen Massenbetrachtung).

Das Spezifikum der soziologischen Methode des Handlungsverstehens bei Weber ist aber ein dritter Fall der deutenden Erfassung, nämlich ein für wissenschaftliche Zwecke konstruierter *Idealtypus*. Ein solcher Idealtypus wird aus der empirischen Wirklichkeit gewonnen und ist notwendig für die Bildung von Hypothesen. Es handelt sich um ein Idealbild der Wirklichkeit und entsteht dadurch, dass konkret beobachtbare Elemente der Wirklichkeit gedanklich gesteigert werden. Dadurch entsteht aus der beobachtbaren Wirklichkeit heraus ein gedachtes Modell, an dem wiederum die Wirklichkeit gemessen werden kann. Ein Idealtypus ordnet die unendliche Mannigfaltigkeit empirischer Daten auf einen idealen, also gedachten Zustand hin. Neben dieser Ordnungsfunktion leistet die Idealtypenbildung auch eine Systematisierung und Vereinfachung. Denn das Konkrete ist zu komplex und unübersichtlich, um wissenschaftlich differenziert behandelt werden zu können. Der Abstraktionsgrad des Idealtypus macht wissenschaftliche Untersuchung möglich. Ein Beispiel ist der Idealtyp des Marktes oder auch der damit in Zusammenhang stehende Idealtyp des zweckrationalen Akteurs (siehe unten): Wie *würde* sich ein Akteur im Wirtschaftssystem verhalten, *wenn* er zweckrationale, also nicht durch Affekte und Irrtümer beeinflusste Handlungen, vollziehen würde? Diese Frage kann mit Hilfe eines Idealtypus des Marktes bzw. der Akteure (näherungsweise) beantwortet werden.

5. Auf dieser methodischen Grundlage entwickelt Weber nun eine *Typologie der Bestimmungsgründe sozialen Handelns*. Es handelt sich um Idealtypen, die die Handlungsmotivation von sozialen Akteuren beschreiben. Wir erinnern uns: Soziales Handeln ist solches, das einen Menschen mit einem anderen verbindet. Es ist sinnhaft und deshalb verstehbar, sowohl für einen Beobachter, aber natürlich auch für den Partner einer Interaktion. Weber grenzt soziales Handeln ab von anderen Formen des Handelns (zum Beispiel beeinflusstes Handeln oder Nachahmungshandeln), betont aber, dass die

Übergänge fließend sind. Das liegt nicht zuletzt daran, dass der Sinn des eigenen Handelns nicht immer bewusst und schon gar nicht stets eindeutig feststellbar ist.

Webers Typologie von Bestimmungsgründen sozialen Handelns besteht aus begrifflich reinen Typen, denen sich das reale Handeln mehr oder weniger annähert, vor allem als Mischung dieser Idealtypen:

- a. *Zweckrationales Handeln* entsteht durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als „Bedingungen“ oder „Mittel“ für rational, also Erfolg erstrebte und abgewogene eigene Zwecke. Zentrale Kategorien, die diesen Handlungstyp charakterisieren sind: Zweck, Mittel und (kalkulierte) Nebenfolgen.
- b. *Werrationales Handeln* kommt zustande durch einen bewussten Glauben an den – ethischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten Eigenwert eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchem und unabhängig vom Erfolg. Somit hat werrationales Handeln einen Pflicht- bzw. deontologischen Charakter, was den zentralen Begriffen der Moralphilosophie Kants entspricht.
- c. *Affektuelles Handeln* ist insbesondere emotional. Es wird ausgelöst durch aktuelle Gefühlslagen und ist in dieser Hinsicht (im Kontrast zu den beiden ersten Typen) irrational.
- d. *Traditionales Handeln* bezeichnet den letzten Idealtypus und entsteht durch eingelebte Gewohnheit bzw. Traditionen.

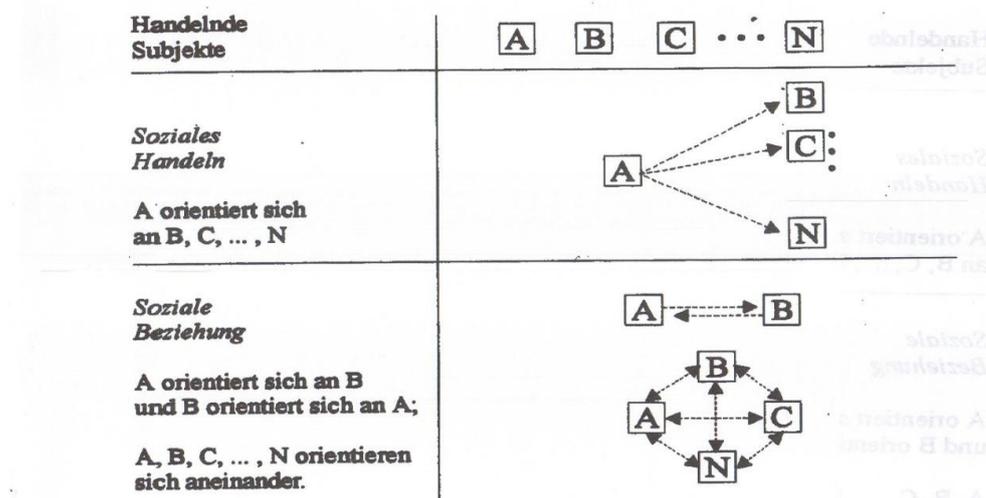
Diese Handlungstypen sind dabei in einem Rationalitätskontinuum angeordnet, an deren Spitze zweckrationales Handeln steht. Es dient als Referenztypus der gesamten Handlungstypologie in dem Sinne, dass die anderen Typen ihre Eigenständigkeit wesentlich daraus ziehen, dass sie *nicht* zweckrationalen Motiven folgen.

Das allerdings widerspricht nicht der Tatsache, dass es auch zur Typenvermischung kommen kann. Weber selbst nimmt den sonntäglichen Kirchgang eines Geschäftsmannes zum Beispiel: Dem kann das Motiv der Tradition und Gewohnheit zugrunde liegende, die emotionale Bindung an eine Gemeinschaft wie Familie oder Gemeinde

(affektiv), aber auch der ‚Pflicht gegenüber Gott‘ (wertrational) sowie der Pflege des sozialen Ansehens und der Pflege von für den Geschäftserfolg wichtigen Kontakten (zweckrational) geschuldet sein.

6. Ein weiterer, mit dem oben Beschriebenen eng in Zusammenhang stehender Grundbegriff bei Weber ist der der „sozialen Beziehung“.

„Soziale »Beziehung« soll ein seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung besteht also durchaus und ganz ausschließlich: in der *Chance*, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“ (§ 3)



Quelle: Käsler, D., Max Weber: Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung, Frankfurt/M. u.a. 1995, 201.

Eine Soziale Beziehung impliziert also eine Wechselseitigkeit der Orientierung am Handeln anderer zwischen zwei oder mehr Akteuren (siehe Abbildung). Es geht dabei um aufeinander bezogenes Handeln, was nicht einfach „soziales“ oder „solidarisches“ Handeln in einem normativen Sinne meint. Es bedarf außerdem keiner völligen Übereinstimmung des Sinngehalts der Handlungen (Gegenseitigkeit). Eine soziale Beziehung besteht in der *Chance*, dass ein seinem Sinngehalt nach in angebbarer Art *aufeinander eingestelltes Handeln* stattfand, stattfindet oder stattfinden wird. Der Sinngehalt einer sozialen Beziehung kann dabei durchaus wechseln, nach Weber lassen sich jedoch auch Regelmäßigkeiten beobachten, d. h. „in einem typisch gleichartig *gemeinten Sinn*

bei gleichen Handelnden sich wiederholende oder bei gleichen Handlenden verbreitete Abläufe von Handeln“.

7. Auch hier gibt es verschiedene *Idealtypen der „sozialen Beziehung“*, die eine Differenzierung erfordern. Zum einen spricht Weber von *konfliktären sozialen Beziehungen*, bei denen wiederum zwischen „Kampf“ und „Macht“ zu unterscheiden ist.

„*Kampf*“ ist dabei der Begriff einer symmetrischen sozialen Beziehung, in der „das Handeln an der Absicht der Durchsetzung des eignen Willens gegen Widerstand des oder der Partner orientiert ist“ (§ 8). Den „friedlichen“ Kampf bezeichnet Weber als „*Konkurrenz*“, die entweder regellos oder geregelt (also orientiert an einer bestimmten Ordnung) ablaufen kann.

„*Macht*“ bezeichnet eine asymmetrische soziale Beziehung, sie bedeutet „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (§ 16). In einer asymmetrischen sozialen Beziehung ist der (symmetrische) Kampf der sozialen Akteure also bereits entschieden: Es besteht ein Machtverhältnis, in der nicht mehr nur die Absicht, sondern die konkrete *Chance* eines Akteurs besteht, seinen Willen gegen Widerstand auch tatsächlich durchzusetzen.

Weiterhin unterscheidet Weber *konsensuelle soziale Beziehungen*, und zwar in Form von „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“, eine Unterscheidung, in der er Tönnies folgt:

„»Vergemeinschaftung« soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns – im Einzelfall oder im Durchschnitt oder im reinen Typus – auf subjektiv *gefühlter* (affektuellem oder traditionalem) *Zusammengehörigkeit* der Beteiligten beruht.“

„»Vergesellschaftung« soll eine soziale Beziehung heißen, wenn und soweit die Einstellung des sozialen Handelns auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem *Interessenausgleich* oder auf ebenso motivierter *Interessenverbindung* beruht. Dann wird das vergesellschaftete Handeln im Rationalitätsfall orientiert: a) wertrational an dem Glauben an die *eigene* Verbindlichkeit, – b) zweckrational an der Erwartung der Loyalität des *Partners*.“

Eine Gemeinschaft orientiert sich nach Weber also primär an affektuellen bzw. traditionellen Handlungstypen, wohingegen sich die Gesellschaft an den beiden rationalen Idealtypen orientiert. Bei symmetrischen sozialen Beziehungen kommt es dabei zu egalitären (also gleichwertigen, nicht-hierarchischen) Formen der Vergemeinschaftung bzw. Vergesellschaftung. Bei Asymmetrie hingegen kann von *Herrschaft* gesprochen werden als „die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden“ (§ 16). In anderen Worten: In konsensuellen sozialen Beziehungen wird die Asymmetrie der Macht zur nicht mehr konfliktären Asymmetrie der Herrschaft. Denn während die Macht nicht auf Zustimmung gründet, sondern darauf, inwiefern sie durchsetzbar ist, beruht die Herrschaft auf bestimmten Formen der Legitimität (z. B. Wahlen), weshalb damit gerechnet wird, dass erteilte Anweisungen erfüllt werden.

Soziale Beziehung	konfliktär	konsensuell
symmetrisch	Kampf	Egalitäre Formen der Vergemeinschaftung bzw. Vergesellschaftung
Asymmetrisch	Macht	Vergemeinschaftung wie Vergesellschaftung als Herrschaftsverband

8. Ein ökonomisches *Beispiel*: Zwei Firmen A und B konkurrieren am Markt bezüglich eines bestimmten Produkts. Bei voller Gleichberechtigung bzw. wahren Wettbewerb ist die Beziehung symmetrisch, wir sprechen vom oben beschriebenen *Kampf*, bzw. von *Konkurrenz*, da davon auszugehen ist, dass der Kampf friedvoll ausgetragen wird: Es herrscht ein wirtschaftlicher *Konkurrenzkampf* (Wettbewerb).

Wenn nun A ungleich größer und kapitalkräftiger ist als B, hätte A die Möglichkeit, B durch ruinösen Preiswettbewerb vom Markt zu verdrängen. A sieht aber davon ab, solange B nicht versucht, A in anderen Marktsegmenten Konkurrenz zu machen. Es herrscht nun ein Verhältnis von *Macht*: A wäre in der Lage, seine Macht gegen B einzu-

setzen und höchstwahrscheinlich auch durchzusetzen. A sieht aber davon ab, solange B die (von A implizit festgelegten) Bedingungen akzeptiert.

Schließlich könnte ein neuer Anbieter C versuchen, sich auf Markt zu etablieren und dieses stillschweigende Abkommen zwischen A und B zu stören. Nun könnte es Preisabsprachen zwischen A und B geben, um sich des neuen potenziellen Wettbewerbers zu entledigen: Die soziale Beziehung zwischen A und B hätte, unbeschadet des zwischen A und B fortbestehenden Konkurrenzkampfs und der zwischen ihnen selektiv weiter bestehenden „selektiven Machtbeziehung“, den Charakter einer *egalitären* „*Vergesellschaftung*“ angenommen.

9. Auf die soziologischen Grundbegriffe Max Webers, vor allem auf seine methodischen Ausgangspunkt des Idealtypus wird am Ende des dritten Kapitels noch einmal Bezug genommen, um die Theorie mit einem anderen wissenschaftstheoretischen Ausgangspunkt zu vergleichen, dem des Homo Oeconomicus.

2. Der Anspruch der Wertneutralität als „versteckte Ideologie“?

1. Die soziale Welt besteht stets aus mehr als nur ihrer sichtbaren oder greifbaren „Oberfläche“. Die Tatsache, dass soziale Akteure sie durch ihre Intentionen und in Sinnzusammenhänge eingebettete Handlungen gestalten, heftet ihr eine gewisse Bedeutungshaftigkeit an: Soziale Phänomene und Handlungen haben Sinn und Bedeutung. Insofern ist Sozialwissenschaft immer auch eine interpretative und evaluative Tätigkeit (dazu ausführlicher im 5. Kapitel). Aber wie verträgt sich das mit der grundsätzlichen Maxime einer jeden Wissenschaft, verallgemeinerbare Ergebnisse zu generieren, die nicht von subjektiven Werten abhängig sind? Mit Werturteilsfreiheit ist dabei häufig Objektivität gemeint, was im angelsächsischen Raum häufig als „disinterestedness“ bezeichnet wird. Dies bezeichnet die Unabhängigkeit von einer partikularen Perspektive und damit ein Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Das grundsätzliche Ziel von Wissenschaft, allgemeingültige (objektive) Ergebnisse zu generieren, schließt diesem Verständnis zufolge eine Beschäftigung mit Werten dezidiert aus. Selbstverständlich muss es Ziel und Anspruch einer jeden Sozialwissenschaft sein, intersubjektiv gültige Ergebnisse vorzulegen. Kann aber Sozialwissenschaft frei von Werten sein, wenn der Untersuchungsgegenstand (die Gesellschaft und ihre sozialen Akteure) nicht frei davon sind? In anderen Worten: Wie kann der Objektivitätsanspruch gewährleistet werden, wenn (soziales) Handeln immer mit einem *subjektiven Sinn* (Weber) verbunden ist? Und ist vielleicht gar der Anspruch der Wertneutralität eine „versteckte Ideologie“, der die Sozialwissenschaft aus oben genanntem Grund niemals gerecht werden kann?

2. Den Werten wird in diesen Kontext immer die Ebene der *Fakten* gegenübergestellt als das Moment der Forschung, das tatsächlich objektiv zu untersuchen ist. Wichtige Triebkräfte für die Behauptung, Werte und Fakten seien klar trennbar, ist zum einen die Motivation einer Aufrechterhaltung der schon genannten wissenschaftlichen Objektivität. Eine zunehmende Pluralität von Wertvorstellungen und Kulturen in unserer modernen Welt, verbunden mit dem Erfolg der Naturwissenschaften machen Werte und Normen für eine rationale wissenschaftliche Betrachtung verdächtig. Zum anderen ist die Trennung durch das Paradigma der Aufklärung motiviert: Die Verabschiedung von Werten ist demnach auch eine Verabschiedung von einer teleologischen (zielgerichteten) Vorstellung einer göttlichen Natur, hin zu einer größeren Freiheit, die der Menschenwürde angemessener ist. Demnach setzt sich der Mensch seine ethischen Zwecke

selbst und grenzt sich damit von einem apriorisch geltenden Naturrecht ab. Diese Motivationen zu einer Trennung von Werten und Fakten klingen auf den ersten Blick plausibel. Im Folgenden sollen aber zwei Argumentationen (Max Weber und Hilary Putnam) vorgestellt werden, warum ein Verständnis von Werturteilsfreiheit, das einen rationalen Umgang mit Werten als unwissenschaftlich betrachtet und daher methodisch ausschließen will, für die Sozialwissenschaften problematisch ist.

2.1 Werturteilsfreiheit bei Max Weber

1. Max Weber behandelt diese Fragestellung in dem maßgeblichen Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“, den er als Mitherausgeber der Zeitschrift „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ in einem programmatischen ‚Geleitwort‘ zu deren Neuerscheinung verfasst hat. Auf die Frage, welche „Tendenz“ diese neue Zeitschrift habe, nutzt er die „Gelegenheit, die Eigenart der in unserem Sinne ‚sozialwissenschaftlichen‘ Arbeit überhaupt nach manchen Richtungen in ein Licht zu rücken“:

„Ausgesprochener Zweck des »Archivs« war seit seinem Bestehen neben der Erweiterung unserer Erkenntnis der »gesellschaftlichen Zustände aller Länder«, also der Tatsachen des sozialen Lebens, auch die Schulung des Urteils über praktische Probleme desselben und damit – in demjenigen, freilich sehr bescheidenen Maße, in dem ein solches Ziel von privaten Gelehrten gefördert werden kann – die Kritik an der sozialpolitischen Arbeit der Praxis, bis hinauf zu derjenigen der gesetzgebenden Faktoren. Trotzdem hat nun aber das Archiv von Anfang an daran festgehalten, eine ausschließlich wissenschaftliche Zeitschrift sein zu wollen, nur mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung zu arbeiten, – und es entsteht zunächst die Frage: wie sich jener Zweck mit der Beschränkung auf diese Mittel prinzipiell vereinigen läßt. Wenn das Archiv in seinen Spalten Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung oder praktische Vorschläge zu solchen beurteilen läßt – was bedeutet das? Welches sind die Normen für diese Urteile? Welches ist die Geltung der Werturteile, die der Beurteilende seinerseits etwa äußert, oder welche ein Schriftsteller, der praktische Vorschläge macht, diesen zugrunde legt? In welchem Sinne befindet er sich dabei auf dem Boden wissenschaftlicher Erörterung, da doch das Merkmal wissenschaftlicher Erkenntnis in der »objektiven« Geltung ihrer Ergebnisse als Wahrheit gefunden werden muß? Wir legen zunächst unseren Standpunkt zu dieser Frage dar, um daran später die weitere zu schließen: in welchem Sinne gibt es »objektiv gültige Wahrheiten« auf dem Boden der Wissenschaften vom Kulturleben überhaupt? – eine Frage,

die angesichts des steten Wandels und erbitterten Kampfes um die scheinbar elementarsten Probleme unserer Disziplin, die Methode ihrer Arbeit, die Art der Bildung ihrer Begriffe und deren Geltung, nicht umgangen werden kann. Nicht Lösungen bieten, sondern Probleme aufzeigen, wollen wir hier, – solche Probleme nämlich, denen unsere Zeitschrift, um ihrer bisherigen und zukünftigen Aufgabe gerecht zu werden, ihre Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen. –“ (Weber 1968: 22 f.)

Nach Weber steht die Sozialwissenschaft vor der Notwendigkeit, Erfahrungswissen und Werturteile streng voneinander zu trennen. Diese Unterscheidung zwischen der Erkenntnis des „Seienden“ und des „Seinsollenden“ beinhaltet eine „Unterscheidung zwischen Erkennen und Beurteilen“ (Weber 1968: 31). Es sei nicht die Aufgabe der Erfahrungswissenschaften, Ideale und Normen zu entwickeln, aus denen man schließlich praktische Handlungsanweisungen ableiten könne. Allerdings kann und soll die Wissenschaft dennoch nicht vollkommen wertfrei sein. Denn zahlreiche Aufgaben bringen sie in Berührung mit Werten. Sozialwissenschaft muss in der Lage sein, Werturteile inhaltlich zu behandeln, um ihre zugrunde liegende Struktur zu verdeutlichen. Für Weber ist Sozialwissenschaft immer auch eine Wissenschaft der *Kultur*, und dabei handelt es sich um einen „Wertbegriff“ (Weber 1968: 55). Beispielsweise können Werthierarchien von höchsten Axiomen und untergeordneten sekundären Werten analysiert und inhärente Widersprüche aufgedeckt werden. Damit wäre zum Beispiel nicht nur eine *Philosophie* der Moral möglich, die moralische Sätze grundlegend begründet, sondern auch eine *Soziologie* der Moral, die beschreibt, wie die Moral einer Gesellschaft aussieht und funktioniert, aber nicht, wie diese sein *sollte*.⁶ Es besteht also die Möglichkeit, Werte deskriptiv zu untersuchen. Eine positive Begründung von normativen Sätzen ist allerdings nicht möglich: „Eine empirische Wissenschaft vermag niemandem zu lehren, was er *soll*, sondern nur, was er *kann* und – unter Umständen – was er *will*“ (Weber 1968: 151).

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die rein quantitative Messungen zur Erkenntnis nutzt, ist es „die qualitative Färbung der Vorgänge das, worauf es der Sozialwissenschaft ankommt“ (Weber 1968: 52). Es geht, wie bereits im ersten Kapitel erläutert, nicht nur um die Erklärung kausaler Zusammenhänge, sondern um das *Verstehen* der sozialen und kulturellen Welt, die Werte unabänderlich beinhaltet.

⁶ Ein beispielhaftes Unternehmen dieses Anspruchs ist Luhmanns Aufsatzsammlung *Die Moral der Gesellschaft*, in der Moral rein soziologisch beobachtet, also beschrieben („beobachtet“) wird.

Weber formuliert diese Trennung, bzw. das Verbot einer „Vermischung“ beider Sphären, wie folgt:

„Es wird also in den Spalten der Zeitschrift – speziell bei der Besprechung von Gesetzen – neben der Sozialwissenschaft – der denkenden Ordnung der Tatsachen – unvermeidlich auch die Sozialpolitik – die Darlegung von Idealen – zu Worte kommen. Aber: wir denken nicht daran, derartige Auseinandersetzungen für »Wissenschaft« auszugeben und werden uns nach besten Kräften hüten, sie damit vermischen und verwechseln zu lassen. Die Wissenschaft ist es dann nicht mehr, welche spricht, und das zweite fundamentale Gebot wissenschaftlicher Unbefangenheit ist es deshalb: in solchen Fällen den Lesern (und – sagen wir wiederum – vor allem sich selbst!) jederzeit deutlich zu machen, daß und wo der denkende Forscher aufhört und der wollende Mensch anfängt zu sprechen, wo die Argumente sich an den Verstand und wo sie sich an das Gefühl wenden. Die stete Vermischung wissenschaftlicher Erörterung der Tatsachen und wertender Raisonsnements ist eine der zwar noch immer verbreitetsten, aber auch schädlichsten Eigenarten von Arbeiten unseres Faches. Gegen diese Vermischung, nicht etwa gegen das Eintreten für die eigenen Ideale richten sich die vorstehenden Ausführungen. Gesinnungslosigkeit und wissenschaftliche »Objektivität« haben keinerlei innere Verwandtschaft.“ (Weber 1968: 34)

Das Ziel sozialwissenschaftlicher Erkenntnis ist für Weber nicht lediglich die Feststellung kausaler Faktoren, sondern diese müssen noch einmal selbst grundlegender verstanden werden. Es geht um die „Erkenntnis der Wirklichkeit in ihrer Kulturbedeutung und ihrem kausalen Zusammenhang“ (Weber 1968: 53). Die soziale Wirklichkeit ist also mehr als ein langer, komplexer Wirkmechanismus. Sie ist auch das, was diesen Wirkmechanismus erst hervorbringt.

2. Des Weiteren sorgt die Mannigfaltigkeit der sozialen Welt dafür, dass der Forscher sich entscheiden muss, wohin er sein Erkenntnisinteresse genau richtet. Denn in die Komplexität, ja das „Chaos“ der sozialen Welt, „bringt nur der Umstand Ordnung, dass in jedem Fall nur ein Teil der individuellen Wirklichkeit für uns Interesse und Bedeutung hat, weil nur er in Beziehung steht zu den Kulturwertideen, mit welchen wir an die Wirklichkeit herantreten“ (Weber 1968: 58). Durch diese Auswahl des Erkenntnisziels (die vom Interesse des Forschers und gesellschaftliche vorherrschenden Wertideen geleitet ist) ist außerdem bereits implizit ein Werturteil gefallen, da eine bestimmte Priorität

tät und damit ein Rahmen der Forschung gesetzt wurde, der andere Inhalte dezidiert ausgrenzt.

3. Wichtig ist also nicht, dass die Sozialforschung sich mit aller Kraft den Maximen der (ohnehin unmöglichen) Wertfreiheit unterwirft, sondern, dass einerseits eine Sensibilisierung dafür stattfindet, dass eine gewisse Wertaffinität immer Teil der Sozialwissenschaften ist, und dass andererseits deutlich gekennzeichnet wird, wo der Bereich der reinen Fakten verlassen wird, wo also von Werten die Rede ist. Die Tatsache der Wertbezogenheit ist nicht gleichzusetzen mit einer Wertung. Letztere soll und muss von einer empirischen Wissenschaft vermieden werden. Der *Bezug* auf Werte kann und soll auch nicht außen vor bleiben in der wissenschaftlichen Betrachtung der sozialen Welt.

2.2 Die Kernaussagen Hilary Putnams zur „fact-value-Dichotomie“

1. In der jüngeren Philosophiegeschichte wurde die Frage der Wertfreiheit der Wissenschaften insbesondere von Hilary Putnam (geb. 1926) behandelt. In einer hier nötigen Verkürzung kann man Putnam als Nachfolger, zumindest aber als Exegeten des historischen amerikanischen Pragmatismus bezeichnen (Peirce, James, Dewey). Die Grundthese dieser Philosophie besagt einen Vorrang des praktischen Standpunktes, was auf der Idee basiert, dass Überzeugungen, die aus diesem Standpunkt resultieren, nicht bloß zweitrangig, sondern ebenfalls (wie Aussagen über die physische Welt) wahrheitsfähig sind. Konkret auf das in diesem Kapitel besprochene Problem gewendet: Der Pragmatismus möchte die starken Dualismen zwischen empirischer und mentaler Welt, kurz: zwischen Fakten und Werten, überwinden und sieht Tatsachen, Theorien und Werte in einem nicht voneinander abgrenzbaren Kontinuum.

2. Um die Position Putnams besser verstehen zu können, soll kurz die Argumentation von *William James* umrissen werden, aus der sich die obigen Thesen ableiten. Das Stichwort in James' Erkenntnistheorie ist der „radikale Empirismus“, der besagt, dass die Welt nur aus einem ursprünglichen Stoff besteht, nämlich der *reinen Erfahrung* (deshalb auch: neutraler Monismus). Erkenntnis ist dann eine bestimmte Art von Beziehung, in der Teile dieser reinen Erfahrung (also unserer Wirklichkeit) zueinander stehen. Wichtig ist dabei, dass diese Beziehung selbst logischerweise auch einen Teil der

Erfahrung ausmacht, die Verbindung der Komponenten der Erfahrung ist also nicht außerhalb der Erfahrung verortet. James folgert aus dieser Grundlage das Postulat des radikalen Empirismus, das besagt, dass die einzigen Dinge, über die Philosophen und Philosophinnen debattieren sollten, solche sind, die sich mit Hilfe von Begriffen bestimmen lassen, die sich aus der Erfahrung ableiten lassen. Und eben weil die verschiedenen Beziehungen der Teile der Erfahrung selbst ontologische Relevanz haben, ist unsere Welt voller *Bedeutungen und Werte*. Es handelt sich um ein „Gewebe der Erfahrung“, das auf eine kontinuierliche Struktur der Welt verweist. Aus dieser Annahme heraus verneint James die strikten Dualismen von Werten und Fakten, da beide Pole, von einem praktischen, radikal empirischen Standpunkt aus betrachtet, ein Merkmal der Realität sind und dementsprechend äquivalente Wahrheitsfähigkeit inne haben.

3. James rechtfertigt diese holistische Annahme mit einer speziellen Wahrheitskonzeption, die ihn sowohl berühmt als auch berüchtigt gemacht hat. Er bleibt seinem pragmatistischen Grundsatz treu und formuliert Wahrheit als „the name of whatever proves itself to be good in the way of belief, and good, too, for definite assignable reasons“ (James 1907). An anderer Stelle beschreibt er Wahrheit als „Hilfsmittel“ („expedient“) des Denkens, und zwar insofern, dass Ideen dann wahr sind, wenn sie sich kohärent in den Kontext anderer Erfahrungen einordnen lassen. James spricht auch von „true instrumentally“ (ebd.). Es wird also deutlich, dass James hier keine Definition von Wahrheit vorlegt, die klare Kriterien bestimmt, wie das Prädikat „wahr“ zu verwenden ist, sondern eine *Konzeption*, die Wahrheit in ihrem Bezug zum praktischen Leben beschreibt. Es geht im „usefulness in life“ (Cormier 2009), aber nicht darum, dass die Wirklichkeit (bzw. die Wahrheit) relativ zu dem ist, was wir denken. Wie Andreas Trampota in seiner Pragmatismus-Vorlesung an dieser Hochschule bemerkt, ist es reduktionistisch zu behaupten, James Idee sei es, dass „wahr ist, was nützt“. Das sei zwar pragmatisch, aber keinesfalls pragmatistisch.

Wie stehen dieses Wahrheitskonzeption nun in Zusammenhang mit der Frage der Werte in der Wissenschaft? James‘ pluralistischer Ansatz geht davon aus, dass es unterschiedliche Formen von Nützlichkeit gibt, die mit unterschiedlichen Formen von Aussagen (als praktischer Vollzug) korrespondieren. So, wie es Aussagen über wahrnehmbare Objekte oder abstrakte Dinge gibt, gibt es auch Aussagen über mathematische, ethische oder religiöse Sachverhalte. Um den Bogen zum Anfang der Ausführungen zu spannen:

Im Konzept des radikalen Empirismus geht es eben nicht nur um die Welt materieller Objekte, die erkannt werden können, sondern auch um die (immateriellen) Beziehungen der Entitäten und Ereignisse und damit im Grunde um alles „was einen Unterschied macht“, also praktische Relevanz hat. Hier wird noch einmal deutlich, warum der Ansatz holistisch ist, im Sinne von „ganzheitlich“ oder „allumfassend“. Man kann das Beschriebene auch gänzlich auf die Wissenschaft beziehen, denn auch hier gilt: Verschiedene Formen von Nützlichkeit gelten für bestimmte Kontexte, und dementsprechend differenzieren sich verschiedene Werte aus. Für Vorhersagen sind beispielsweise Tatsachenaussagen relevant und mithin der Wert der Objektivität. Für die Aussageform eines physikalischen Modells, beispielsweise des Standardmodells, zählt der Wert der Einfachheit oder aber der Wert der Kohärenz (mehr zu diesen sogenannten „epistemischen Werten“ in den folgenden Ausführungen über Putnam). Es bedarf also letztlich einer *Güterabwägung*, welche Werte relevant sind, je nach Kontext (also der Form der Aussage).

4. Nach dieser Skizze des Denkens von William James wollen wir uns nun der Theorie von Hilary Putnam zuwenden. Putnam selbst sieht James' Holismus bzw. die Überwindung von Dualismen zwischen Werten und Fakten als eine der zentralen Säulen des Pragmatismus und baut auf diese Überlegungen auf. Er vertritt ebenfalls die These, dass es eine „Werturteilsfreiheit“ in der Wissenschaft nicht geben kann und spricht stattdessen von einem *Kontinuum von Fakten und Werten*, dessen Komponenten nicht einfach dualistisch gegenüber gestellt werden dürfen. Ein Werturteil ist, nach Putnam, eine Aussage über einen Sachverhalt, die etwas Normatives (d.h. einen Sollensanspruch, aber auch andere bewertende Begriffe wie „richtig“, „schön“, „einfach“, etc.) beinhaltet und dadurch Orientierung bietet für das Handeln von Menschen oder deren innere Haltung zu diesem Sachverhalt (Stichwort: Bedeutung hat, was praktische relevant ist, egal in welcher Form). Ein Werturteil impliziert stets Werte (vgl. Putnam 2002). Wichtig ist bei dieser Definition nun die Erkenntnis, dass nicht alle Werte ethische Werte sind. Bei Werten denken wir zunächst an „Gerechtigkeit“, „Gleichheit“, „Freiheit“, etc. Hier handelt es sich um ethische Werte. Aber, wie Putnam in pragmatistischer Tradition feststellt, ist Normativität nicht auf die Ethik beschränkt. Putnam sieht verschiedene Werte und damit verbundene Werturteile, nicht nur diejenigen, die in der Ethik Bedeutung haben. So gibt es ästhetische Werturteile (v.a. Schönheit) genauso wie mathematische

Werturteile (z. B. durch Zahlenwerte). Bedeutsam für die Frage der Werte in der Wissenschaft sind aber die epistemischen oder kognitiven Werturteile, wie z. B. Konsistenz, Einfachheit, Erklärungskraft, Validität, usw. Hier handelt es sich auch um normative Werte (die Wissenschaft *soll* nach diesen Werten handeln), aber eben nicht im Sinne einer Ethik, in der Normativität sich auf das gute/gerechte/richtige menschliche Handeln bezieht.

5. Mit dieser Auffassung wendet sich Putnam nun gegen ein szientistisches bzw. analytisches Wissenschaftsverständnis, das nur solchen Aussagen Bedeutung beimisst, die sich empirisch verifizieren lassen oder formallogisch korrekt sind. Diese Ansicht, die vor allem die analytische Philosophie vertritt, kann klar zwischen Werten und Tatsachen unterscheiden und in ihren Kriterien nur letztere als sinnvoll klassifizieren. Diese Sicht verkennt aber nach Putnam die Einbettung der Forschungspraxis in einen Werte-horizont, der nicht hintergebar ist: „ (...) without values we wouldn't have any *world*.“ (Putnam 1990, zitiert nach Habermas 2002, 290) Werte sind also nicht nur Teil der Forschungspraxis, sondern geradezu *konstitutiv* für diese. Das geht schon bei der Auswahl einer Forschungsfrage und einer Methode los, was „trivialerweise von Relevanzgesichtspunkten, also externen Wertorientierungen abhängt (Habermas 2002, 290, vgl. auch oben mit Webers Aussagen zur Wertfreiheit dahingehend). Aber es geht genauso um intrinsische Wertstrukturen, eben durch Berücksichtigung der oben beschriebenen epistemischen Werte, die jeden Prozess der Wissenschaftlichkeit begleiten und sich nicht von ihm lösen lassen. Das heißt nicht, dass Wahrheit oder Objektivität keine Bedeutung hätten. Im Gegenteil. Aber genau genommen handelt es sich hier auch um nichts anderes als Werte. „Diese kognitiven Werte sind in ähnlicher Weise „handlungsleitend“ wie ethische Werte. Sie haben nicht nur einen instrumentellen Stellenwert, sondern bindenden Charakter und können selbst zum Gegenstand argumentativer Auseinandersetzung werden“ (ebd.).

6. Putnam wendet sich noch mit einem weiteren Argument gegen die Dichotomie von Werten und Fakten und zieht dazu das Konzept der „thick ethical concepts“ (dichte ethische Begriffe; „werthaltige Fakten“) heran. Damit sind Aussagen gemeint, in denen empirische und evaluative Begriffe semantisch verbunden sind, also Sätze, die gleichermaßen eine Beschreibung und eine Bewertung enthalten, wie zum Beispiel „Dieses

Land ist unterentwickelt.“ („unterentwickelt“ als der dichte ethische Begriff) oder „Der Lehrer ist streng“ („streng“ kann hier eine negative, unangenehme Eigenschaft ausdrücken oder wertneutral das Wesen, das der Pädagoge an den Tag legt). Putnam sieht nun in diesen dichten Begriffen den Beweis für die Verschränkung von Bewertungen und Beschreibungen, in diesem Kontext sowohl in ethischer als auch in epistemischer (wissenschaftstheoretischen) Perspektive. Die Werte-Fakten-Dichotomie sei von daher unhaltbar.

3. Naturalismus und ökonomischer Imperialismus

1. Eine zentrale Frage einer „Philosophie der Sozialwissenschaften“ lautet, ob die Sozialforschung die gleichen Ziele und Methoden haben kann oder soll wie die Naturwissenschaft. Eng damit verknüpft sind Fragen nach der „Natur“ der Erklärung sozialer Phänomene und wie bereits erwähnt nach der Möglichkeit wertneutraler Sozialwissenschaften - wenn man dafür die gängige Unterscheidung zwischen Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften voraussetzt.

2. In diesem Zusammenhang wird gleich ein großes Problem bei der Beantwortung dieser Fragen deutlich. Denn während die Naturwissenschaft Gesetzmäßigkeiten formuliert, die sich am Faktischen orientiert und normative Bezüge ausschließt, geht es den Sozialwissenschaften immer um menschliches Handeln. Was man als Defizit der Wissenschaftlichkeit der Sozialforschung interpretieren könnte, sieht beispielsweise Max Weber in dem oben besprochenen Werk durchaus positiv: Im Gegensatz zur Naturwissenschaft, die über die bloße Feststellung von funktionellen Zusammenhängen und kausalen Gesetzen nicht hinaus komme, könne die Sozialforschung das Verhalten Einzelner tatsächlich *verstehen*, während eben das Verhalten von Zellen nicht verstanden, sondern lediglich erklärt, d.h. funktional erfasst werden könne. Es stellt sich dabei natürlich die Frage, ob die Naturwissenschaft qua ihrer Forschungsintention überhaupt ein Interesse an einem „Verstehen“ im Weber’schen Sinne hat. Als vorläufige Abgrenzung ist diese Gegenüberstellung allerdings hilfreich. Wir kommen später darauf zurück.

In diesem Kapitel werden zuerst die philosophischen Grundlagen des Naturalismus eingehend erläutert. Im Folgenden wird dann ein Schwerpunkt auf die Wirtschaftswissenschaft gelegt, wobei es um die Frage geht, inwiefern diese als eine Art Naturwissenschaft methodisch verstanden werden kann und welche Implikationen das für das Selbstverständnis der Sozialwissenschaften allgemein haben kann.

3.1 Philosophische Grundlagen des Naturalismus

1. Viele sehen die Naturwissenschaft sowohl in ihrem Erkenntnisinteresse als auch in ihrer Methodik als Vorbild der Sozialwissenschaften. Der große Erfolg der Naturwissenschaft seit dem 17. Jahrhundert führte dazu, dass die viel jüngeren Wissenschaften der Gesellschaft sich ihre Methoden aneigneten. Insofern spricht man von einer „*Einheit der wissenschaftlichen Methode*“, die in diesem Fall auch als *Naturalismus* bezeichnet wird.

2. Aber was sind *Ziele und Methoden*, die die Sozialwissenschaft von der „großen Schwester“ Naturwissenschaft übernommen hat? Einfach formuliert besteht das Ziel jeder wissenschaftlicher Untersuchung darin, Vorhersagen zu ermöglichen. Der Erfolg bemisst sich also an der Prognosefähigkeit der Forschung. Die Methode bzw. die Vorgehensweise ist dabei das Aufdecken von Gesetzmäßigkeiten zwischen Beobachtungen (inwiefern man bei der Sozialwissenschaft wirklich von „Gesetzen“ sprechen kann, wird im vierten Kapitel kritisch diskutiert). Notwendig dazu ist, dass Beobachtungen nicht „zufällig“ sind, sondern „planmäßig“ unter einem bestimmten Gesichtspunkt durchgeführt werden. Dieser Gesichtspunkt wird dabei nicht direkt aus der Wirklichkeit übernommen, sondern vor jeder Erfahrung durch eine axiomatische Idealtheorie festgesetzt. Ein Beispiel dafür sind die Verhaltensannahmen der Idealtheorie des Homo Oeconomicus, die nachfolgend vorgestellt wird. Im Gegensatz zu Webers Idealtypen werden diese nicht aus der Wirklichkeit gewonnen und zu einem idealtypischen Verhalten abstrahiert, sondern wie gesamt axiomatisch eingeführt.

Eine wichtige Grundlage für dieses Vorgehen ist der kritische Rationalismus von Karl Popper: Dieser besagt, dass nur die Untersuchung von Theorien auf ihre Falsifizierbarkeit hin echte Wissenschaft ausmacht. Theorien sind also immer nur vor-

läufig verifiziert. Umso eher sie den kritischen Tests, die sie falsifizieren sollen, standhalten, umso stärker ist die Theorie.

3. Dieses Verständnis von Wissenschaft war bereits lange vor der Ausgangspunkt einer jeden Erkenntnisgewinnung. Bereits im 18. Jahrhundert beschreibt *Adam Smith* in seinem „Essay über die Geschichte der Astronomie“, dem ersten der insgesamt sechs „Essays on Philosophical Subjects“, sein Verständnis von Wissenschaft, ihrer Aufgabe und Methode. Zu diesem Zeitpunkt gab es noch keine so deutliche Differenzierung zwischen Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft und Philosophie, letztere diente vielmehr als Sammelbegriff aller wissenschaftlichen Forschung.

Somit sind für Smith Philosophie und alle Wissenschaften Unternehmungen mit dem gleichen Ziel: Das Beobachten und Beschreiben von Phänomenen, um im Anschluss daran kausale Zusammenhänge zwischen ihnen herzustellen. Smith versteht Philosophie als „die Wissenschaft von den verbindenden Prinzipien der Natur“ (EPS, Astronomy, II.12), deren Ziel es ist, „den Tumult der Phantasie zu besänftigen“ bzw. die „Gelassenheit und Ruhe der Gedanken“ (ebd., II.13) herzustellen. Die Prinzipien, die eine Theorie oder ein System zu Erklärung heranzieht, die also eine philosophische Untersuchung führen und leiten, sollten dabei möglichst plausibel, vertraut und in ihrer Zahl gering sein. Für den Erkenntnisfortschritt ist die empirische Beobachtung wie auch die menschliche Vorstellungskraft (und damit die Abstraktion) gleichermaßen bedeutsam. Es ist diese Verbindung zwischen Empirie und Geist, die Kant etwas später in seiner Transzendentalphilosophie zur wirkmächtigsten Erkenntnistheorie der Neuzeit ausformulierte. Wissenschaftliche Theorien versteht Smith als gedachte Strukturen, die beobachtbare Ereignisse konsistent miteinander verknüpfen.

4. Das bereits empiristisch geprägte Wissenschaftsverständnis Adam Smiths, das einen Schwerpunkt auf den kausalen Zusammenhang naturhafter Phänomene legte, um den „Tumult der Phantasie“ zu besänftigen, wurde überspitzt von einer jüngeren Denktradition, dem *Positivismus*. Dieser gilt als Grundlage der Einheit der wissenschaftlichen Methode und damit des Naturalismus. Weitere Wurzeln des Positivismus liegen im neuen Verständnis der Naturwissenschaften in der Moderne. Die Idee einer empirischen Naturwissenschaft war die vielleicht folgenreichste Entdeckung der Neuzeit. Sie setzte sich ab von der bis dahin vorherrschenden metaphysikgeprägten und rationalistischen

Konzeption, die weitgehend von Aristoteles beeinflusst war. So kann man Galileo Galilei (16./17. Jahrhundert) als eine Schlüsselfigur der Entwicklung der modernen experimentellen Methode bezeichnen, die eine der Ausgangspunkte der modernen Naturwissenschaften markiert. Die neue Naturwissenschaft beobachtete nur, was sich ereignet. Es geht nun um die Formulierung konkreter Naturgesetze, die Methode ist dabei streng mathematisch (Brüntrup 2011).

5. In diesem Kontext entstand der klassische Empirismus der Neuzeit, namentlich der Britische Empirismus, der auf Francis Bacon (1561-1626) zurückgeht. Der Empirismus postuliert, dass jedes menschliche Wissen auf der Erfahrung gründet und macht dies zur methodischen Grundlage einer jeden Naturwissenschaft.

Der Positivismus ging noch einen Schritt weiter: Er verlangt von jeder Wissenschaft nicht nur die reine Empirie, sondern auch die Beschränkung auf die Festlegung der beobachteten Sachverhalte und deren gesetzmäßige Verknüpfung. Erkenntnis kann es also nur auf der Basis „positiver Befunde“ geben. Als Begründer des Positivismus gilt David Hume (1711-1776), der Hauptvertreter war August Comte (1798-1857). Nach Comte müssen alle Wissenschaften drei Entwicklungsstadien durchlaufen: Das theologische, die Phänomene durch transzendente, göttliche Einflüsse erklärt, das metaphysische, die Erklärungen anhand allgemeiner Wesensbegriffe und Naturkräfte liefert und schlussendlich das positive, die nur noch mit den Prämissen des Positivismus arbeitet (Drei-Stadien-Gesetz). Danach sind Theorien nur dann wissenschaftlich, wenn sie empirisch verifizierbar sind. Das Ziel wissenschaftlicher Erklärungen ist, wie oben beschrieben, die Vorhersage. Comte geht dabei sogar so weit, die Sozialwissenschaft als „Sozialphysik“ zu charakterisieren. In dieser begrifflichen Synthese wird der starke naturalistische Anspruch der Sozialforschung sehr deutlich.

6. Dieses wissenschaftstheoretische Konzept wurde im 20. Jahrhundert im Rahmen der analytischen Philosophie weiterentwickelt. In Anlehnung an die Sprachphilosophie und die Logik (Frege, Russell, Whitehead und Gödel) bemühte sich vor allem der Wiener Kreis um Rudolf Carnap (1891-1970) um eine Theorie des *logischen bzw. methodischen Positivismus*. Der wissenschaftstheoretische Grundtenor blieb dabei erhalten: Nur empirisch nachweisbare Bedeutungsaussagen sind sinnvoll. Das macht metaphysische Aussagen endgültig sinnlos, ebenso Aussagen über Werte und Normen. Logisch bzw. me-

thodisch ist dieser Positivismus deshalb, weil er metaphysischen bzw. wertgeladenen Aussagen deren formallogische Geltung abspricht, da diese nicht auf Sätze basieren, die aus der Erfahrung stammen (Carnap nennt solche erfahrungsfundierten Sätze „Protokollsätze“). Die (analytische) Philosophie wird damit zu einer Wissenschaft ohne eigenen Gehalt, die die Aussagen anderer Disziplinen logisch untersucht. Die Philosophie wird zur „Hilfswissenschaft“ (Carnap). Denn die Metaphysik selbst arbeite nur mit Scheinsätzen, die wissenschaftlich keinen inhaltlichen Gehalt vorzuweisen haben. Da Carnap seine Theorie in erster Linie auf formale, sprachphilosophische Prämissen stütze, kann man spätestens ab hier von einem „linguistic turn“ der Philosophie sprechen (Brüntrup 2011). Das heißt, dass der Hauptuntersuchungsgegenstand der (analytischen) Philosophie die Sprache sein muss (und damit auch alles, was gedacht werden kann), und nicht der Inhalt oder der beschriebene Sachverhalt selbst.

7. Ohne zu tief in diese überaus komplexe wissenschaftstheoretische Debatte einzusteigen, die Kreise in weitgehend alle Disziplinen der modernen Philosophie zog und zieht, kann festgehalten werden, dass sich trotz aller Meinungsverschiedenheiten einige *wirkmächtige Grundpositionen der naturalistischen bzw. positivistischen Lehre* gehalten haben. Zuvorderst handelt es sich dabei um den Anspruch, dass das Vorgehen einer jeden Wissenschaft bzw. die Wissenschaft selbst *empirisch* sein muss. Des Weiteren muss es das Ziel der Wissenschaft sein, auf der Basis *kausaler Gesetzmäßigkeiten* Erklärungen zu liefern und damit *Prognosen* zu ermöglichen. Ein weiterer Anspruch ist die bereits diskutierte *Wertneutralität* einer jeden Wissenschaft. Der Positivismus, vor allem in seinen extremen Varianten, lässt keinen Zweifel daran, dass Werte und Wissenschaft unvereinbar sind und streng getrennt werden müssen.

3.2 Ökonomik als „Naturwissenschaft wissenschaftlichen Verhaltens“

1. Die im vorigen Kapitel erläuterten Zusammenhänge sollen in diesem Abschnitt verdeutlicht und vertieft werden mit einem Blick auf die Wirtschaftswissenschaften. Ausgangspunkt ist dabei der sogenannte „*Methodenstreit der Nationalökonomie*“, der Ende des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum ausgetragen wurde.

Auf der einen Seite stand die *Historische Schule der Nationalökonomie* (Gustav von Schmoller, Werner Sombart). Diese Schule war darum bemüht, Hypothesen aus empiri-

scher Beobachtung zu gewinnen und diese damit in der Wirklichkeit zu verankern (empirisch-induktives Verfahren). Beobachtungen des Wirtschaftssystems werden dann verallgemeinert. Wichtig ist, dass die Beobachtungen immer in einem zeitlichen und sozio-kulturellen Kontext stattfinden. Sämtliche Entwicklungsgesetze sind also abhängig von ihrem Kontext in Raum und Zeit: Auf dieser Basis ist dann die Herausarbeitung sogenannter „Entwicklungsstufen“ („Wirtschaftsstufen“) möglich, die sich trotz ihrer räumlichen oder zeitlichen Entfernung ändern.

Ausgelöst durch Carl Mengers Schrift „Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften“ von 1883, in der er die Methode der Historischen Schule scharf kritisiert, bildet sich Ende des 19. Jahrhunderts ein Verständnis von Ökonomie bzw. Ökonomik („economics“ statt „Political Economy“) als strenger Wissenschaft heraus, mit der man zeit- und kontextunabhängige Erkenntnisse gewinnen wollte („*Österreichische Schule der Neoklassik*“). Während die Vertreter der historischen Schule wesentlich von der empirischen Beobachtung wirtschaftlicher Phänomene ausgingen und explizit auch auf bestimmten normativen Prämissen aufbauten, orientierte sich die moderne Ökonomik an dem Ideal moderner neuzeitlicher Wissenschaften und v.a. der Naturwissenschaften, die „zunächst von der Wirklichkeit abstrahiert, um von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus die Wirklichkeit umfassend erklären zu können“ (Manstetten 2000: 42). Das Verfahren ist also formal-deduktiv. Dieses szientistische Verständnis hat den Anspruch einer rein positiven und wertneutralen ökonomischen Theorie.

An dieser Stelle wird ein weiteres der angesprochenen methodischen Spannungsfelder der Sozialwissenschaften deutlich: Die Abgrenzung *induktiver und deduktiver Methoden*. Zur Wiederholung: Induktive Methoden beginnen stets bei der Beobachtung der Wirklichkeit (deshalb oben auch empirisch-induktiv) und erweitern diese dann zu wissenschaftlichen Hypothesen und Theorien. Der Weg geht vom Besonderen zum Allgemeinen. Deduktive Methoden hingegen stellen zuerst eine Hypothese auf, die dann gezielt an der Wirklichkeit getestet wird. Es ist also andersherum: Vom Allgemeinen-Abstrakten führt hier der Weg zum Besonderen.

2. Ein wichtiges Vorbild für die Entwicklung der neoklassischen Ökonomie war zum einen die klassische Physik, insbesondere die von Isaac Newton entwickelte klassische Mechanik. So wie dort die Bewegung der Himmelskörper durch ein System von Differentialgleichungen beschrieben und damit erklärt wurde, sollte in der Ökonomie das

Verhalten der Wirtschaftsakteure, die als „homines oeconomici“ modelliert werden, durch solche Gleichungen beschrieben werden.

In beiden Fällen galt es, das „Bewegungsgesetz“ herauszufinden. Für W. Stanley Jevons (1835-1882) war „klar, dass die Volkswirtschaftslehre, wenn sie überhaupt eine Wissenschaft sein will, eine mathematische Wissenschaft sein muss“, und die von ihm entwickelte Theorie kann nach seiner Meinung „als eine Mechanik des Nutzens und des Selbstinteresses“ beschrieben werden. In dieser Tradition steht auch Irving Fisher (1867-1947), der die Analogie zwischen der Mechanik und der Ökonomik mit kaum zu übertreffender Deutlichkeit heraus stellt, wenn er den physikalischen Größen Atome bzw. Moleküle, Kraft und Energie die ökonomischen Größen Individuum, Grenznutzen und Nutzen gegenüberstellt. Problematisch daran ist nicht so sehr die mathematische (formale) Darstellung ökonomischer Theorie, die durchaus ein wichtiges Hilfsmittel darstellen kann, sondern die Analogie zwischen Atomen und wirtschaftlichen Individuen, die beide nach einheitlichen Gesetzen „funktionieren“ und dabei Fragen nach Motiven und Absichten aus methodischen Überlegungen bewusst außer Acht lassen. Die Konsequenz ist die Determiniertheit ökonomischer Prozesse, die in der Orientierung an der klassischen Mechanik implizit enthalten ist.

Eine Grundlage der Ökonomik ist dabei außerordentlich wichtig. Sie ist implizit in diesen Ausführungen bereits enthalten, muss aber noch einmal mit aller Deutlichkeit erwähnt werden: Der Ausgangspunkt dieser Art der Wirtschaftslehre ist ein methodischer *Individualismus*. Ähnlich wie bei Weber bedeutet das, dass die Grundlage einer jeden Untersuchung der einzelne Mensch und seine rationalen, beobachtbaren Handlungen sind, die dann zu einer allgemeinen Wissenschaft erweitert werden können. Auf diesem Modell basiert auch die Vorstellung des schon angesprochenen „homo oeconomicus“.

3. Die Basis der neoklassischen Wirtschaftstheorie des 20. Jahrhunderts, die bis heute die gängige Standardlehre der Wirtschaftswissenschaften ist, ist die *Grenznutzenschule*, die zuweilen auch als frühe Neoklassik bezeichnet wird. Mit ihr beginnt die Quantifizierung und Formalisierung der Ökonomie, d.h. immer mehr ökonomische Sachverhalte werden mit Hilfe mathematischer Methoden untersucht und dargestellt.

Zentrales Kennzeichen der Grenznutzentheorie ist der *Übergang von objektiver zu subjektiver Wertlehre*, d.h. der Wert eines Gutes wird nicht mehr aus den Arbeits- oder Produktionskosten abgeleitet, sondern die Nutzeneinschätzungen der einzelnen Ver-

braucher sind Ursache und Bestimmungsgrund für den Wert eines Gutes. Dieser Nutzen wurde zunächst in absoluten Zahlenwerten, d.h. kardinal gemessen. Dabei hängt der Nutzen, den ein Gut für einen Verbraucher bringt, von der bereits von diesem Gut konsumierten Menge ab. Entscheidende Bedeutung kommt also dem Nutzen der letzten, neu hinzukommenden Einheit eines Gutes zu. Der Grenznutzen ist der Nutzenzuwachs, den die jeweils letzte Mengeneinheit eines Gutes noch erbringt.

Wegbereiter des Grenznutzenkonzepts war der königlich-preußische Regierungs-Assessor Hermann Heinrich Gossen (1810-1858) mit seinen beiden Gossenschen Gesetzen, die er 1854 in dem Buch mit dem Titel „Entwicklungen der Gesetze des menschlichen Verkehrs, und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln“ veröffentlichte. Nach dem *Gossen'schen Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen* (Sättigungsgesetz) nimmt der Grenznutzen eines Gutes mit steigendem Verbrauch bzw. verfügbarer Menge ständig ab, weil Bedürfnisse bei sukzessiver Befriedigung an Intensität verlieren, bis schließlich eine Sättigung erreicht wird (angenommen wird, dass der Nutzen kardinal messbar ist und die Güter beliebig teilbar sind, eine mögliche Substitution durch andere Güter wird nicht berücksichtigt). Der abnehmenden Grenznutzen des Einkommens aus dem eingangs erläuterten Beispiel der Glücksforschung folgt genau diesem Gossen'schen Gesetz.

Damit war der Schlüssel zur Auflösung des immer wieder diskutierten klassischen Wertparadoxons gefunden (Manstetten 2000: 66-71). Im Begriff des individuellen Nutzens konnte der Tauschwert (Preis) aus dem Gebrauchswert der letzten Einheit abgeleitet werden. Im Grenznutzen wird der subjektive Nutzen bezogen auf die Knappheit eines Gutes bewertet. Je größer der Gütervorrat ist, umso kleiner der Grenznutzen, was entsprechend auch umgekehrt gilt. Wenn man in einer sehr trockenen Umgebung nur über wenig oder gar kein Wasser verfügt, ist der Grenznutzen von Trinkwasser sehr groß und damit auch sowohl sein Gebrauchs- als auch sein Tauschwert.

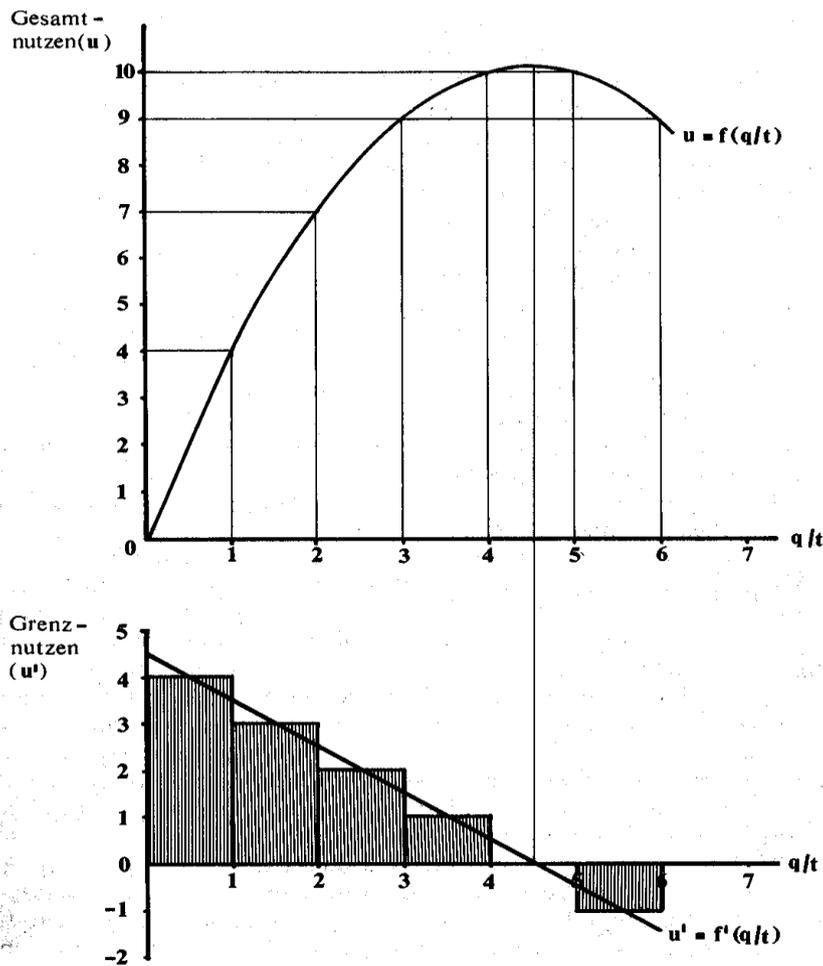


Abb.: Das Gossen'sche Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen

4. Als Ergebnis der Quantifizierung des Nutzens in der frühen Neoklassik waren Nutzenbewertungen zwischen verschiedenen Personen vergleichbar. Damit blieb aber auch ein objektives (bzw. intersubjektives) Element in der Nutzen- bzw. Werttheorie erhalten. Aus diesem Grund kritisierten zunächst Vilfredo Pareto (1848-1923) und später v.a. Lionel Robbins (1898-1984) alle Versuche, den individuellen Nutzen inhaltlich zu bestimmen und ihn direkt kardinal zu messen. Interpersonelle Nutzenvergleiche wurden ebenso verworfen wie die Idee eines sozialen Nutzens (die auf den Utilitarismus von Bentham zurück geht) als Ergebnis der Zusammenfassung von Nutzeneinschätzungen der einzelnen Individuen. Aus diesem Grunde entwickelte sich aus dem kardinalen Nutzenkonzept eines der ordinalen Präferenzen. Die Präferenzen lassen sich als Rangordnung bestimmen, wobei das Problem der Intersubjektivität entfällt, weil es nur noch um Relationen geht. Es gibt also keine inhaltliche Bestimmung des Nutzens mehr, sondern Nutzen ist demnach eine Präferenz, d.h. Individuen ordnen ihre Alternativmenge im Sinne von Präferenzrelationen als „besser“, „gleich gut“ oder „schlechter“.

5. Die Entwicklung geht also hin zu einem *formalen Wirtschaftsbegriff der Ökonomik*:

„Economics is the science which studies human behavior as a relationship between ends and scarce means which have alternative uses“ (Robbins 1932).

Darauf aufbauend wurde die ökonomische Standardlehre, in deren Zentrum die Figur des Homo Oeconomicus steht, *behavioristisch* fundiert. Menschliches Verhalten wird als rationale Wahl aus verschiedenen Alternativen (Rational-Choice) verstanden. Dieses Modell rationaler Wahlhandlungen beruht auf folgenden beiden grundlegenden Prinzipien: Dem Prinzip der *Nutzenmaximierung* und dem *methodischen Individualismus* (Kirchgässner 2000: 12-64). In der Verbindung mit dem methodischen Individualismus bedeutet die Eigennutzhypothese nicht nur, dass die Individuen ausschließlich auf ihren eigenen Nutzen bedacht sind, sondern dass sie sich auch nicht mit anderen vergleichen, also ihren Nutzen auch nicht relativ zu anderen Menschen beurteilen.

Individuelles Verhalten wird nun dadurch erklärt, dass der Homo Oeconomicus abwägt zwischen Kosten und Nutzen seiner Handlungsalternativen und sich für diejenige entscheidet, die seinen Nutzen maximiert (er handelt also rein zweckrational.). Wenn zum Beispiel eine Person von A nach B reisen will vergleicht sie ein umweltfreundlicheres Verkehrsmittel (Bahn) mit einem günstigerem und schnellerem (Flugzeug). Abgewogen werden die positiven Folgen (Schutz der Umwelt) mit den negativen (finanzielle und zeitliche Belastung). Seit Robbins wird der Begriff des Nutzens nur noch rein formal verstanden und drückt lediglich aus, dass Menschen bestimmte Alternativen gegenüber anderen bevorzugen. Es ist dieser neue Begriff des Nutzens, der als „Präferenz“ verstanden wird. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Individuen stets diejenigen Alternativen präferieren, die ihnen den höchsten Nutzen garantieren.

6. Wie werden diese Präferenzen oder Präferenzordnungen nun bestimmt? Nicht durch Befragung, sondern indirekt, indem die *Wahlhandlungen von Individuen* beobachtet werden. Wenn die Person in unserem Beispiel sich für das Flugzeug entscheidet, so wird daraus gefolgert, dass dies ihren Nutzen maximiert. Paul Samuelson (geb. 1915) hat diese Vorstellung im Rahmen der Theorie der gezeigten oder offengelegten Präferenzen („revealed preferences“) formalisiert. „Präferiert“ ist in diesem Sinne gleich be-

deutend mit „gewählt“ und beobachtbares Verhalten die einzige Basis, um empirisch etwas über den Nutzen der Individuen zu erfahren.

Damit ist in diesem Modell kein weiteres Wissen über Motive, Absichten, den emotionalen Zustand, die subjektive Beurteilung von Erfahrungen oder andere psychologische Einflussfaktoren notwendig, um das wirtschaftliche Verhalten der Individuen zu erklären. Denn der Anspruch des ökonomischen Verhaltensmodells ist die Erklärung, nicht das Verstehen menschlicher Handlungen. Damit freilich der Nutzen tatsächlich im Wahlverhalten reflektiert wird, werden gewichtige Anforderungen an das Entscheidungsverhalten der Individuen gestellt, die einer bestimmten Form von *Rationalität* entsprechen:

Die Individuen müssen erstens möglichst vollständig über die ihnen zur Verfügung stehenden Alternativen informiert sein (*Vollständigkeit*). Zweitens müssen sie korrekte Erwartungen über die Folgen ihrer Wahlhandlungen bilden, d.h. kognitive und emotionale Beschränkungen werden systematisch ausgeschlossen (*korrekte Erwartungshaltung*). Zuletzt müssen sie ihre Präferenzen in logisch konsistenter Weise ordnen können (*Transitivität*).

7. Auf dieser Basis erklärt sich das Verhalten des Homo Oeconomicus dergestalt, dass er nicht zufällig, sondern in systematischer und vorsehbarer Weise reagiert, und zwar ausschließlich auf Änderungen in den realen Einschränkungen seines Möglichkeitsraums (d.h. der Menge möglicher Handlungsalternativen) und nicht durch veränderte Präferenzen, die als konstant angesehen werden. Kurz: Die Präferenzen bleiben, wie sie sind, bei sich verändernden Restriktionen (Außeneinflüssen).

Daraus ergibt sich folgendes allgemeines Nachfragegesetz: Steigt der relative Preis (bzw. Kosten) eines Gutes oder einer Handlung im Vergleich zu den Alternativen, wird von dem betreffenden Gut weniger nachgefragt oder die betreffende Aktivität vermindert. Umgekehrt wird bei relativer Kostensenkung dieses Gut attraktiver: Sinkt der Preis des Bahnfahrens oder es verbessert sich ihr Service und ihre Pünktlichkeit, so wird mehr Bahn gefahren.

3.3 Ökonomischer Imperialismus in den Sozialwissenschaften

1. Die Bedeutung des ökonomischen Verhaltensmodells liegt zunächst einmal darin, dass es aufgrund seiner formalen Struktur und seiner einheitlichen Vorgehensweise möglich ist, theoretische Hypothesen und klare Prognosen zu entwickeln. Ein solch allgemeines Modell hat große Vorteile, gerade wenn es nicht nur darum geht, Zusammenhänge zu erklären, sondern auch Empfehlungen für soziale Veränderungen zu geben. Aus dem verallgemeinerten Nachfragegesetz lassen sich nämlich politische Empfehlungen ableiten, die darauf abzielen, gesellschaftlich unerwünschte Handlungsalternativen „relativ teurer“ und damit im Vergleich zu gesellschaftlich gewollten „unattraktiver“ zu machen (beispielsweise Förderung umweltfreundlicherer Verkehrsmittel etwa durch Kerosinbesteuerung). Gesteuert wird also über die Anreize bzw. die Einschränkungen des Möglichkeitsraums und nicht durch den Versuch, die Präferenzen der Akteure zu beeinflussen. Angesichts der komplexen Struktur moderner arbeitsteiliger Wirtschaftsprozesse ist dies von erheblicher Bedeutung.

2. Das Modell des Homo Oeconomicus dient dabei als *wissenschaftlich konstruierte Außenperspektive*. Es handelt sich um eine *axiomatische Idealtheorie*, um typische Verhaltensweisen der Mehrzahl der Menschen vorhersagen und politisch beeinflussen zu können. Dies geht vor allem auf Milton Friedman (1912-2006) und seinen berühmten Essay über die Methodik der Wirtschaftswissenschaften von 1953 zurück, der wesentlich von Karl Popper und seinem kritischen Rationalismus beeinflusst wurde.

Hintergrund dafür waren die wiederkehrenden Anfragen an den Realitätsgehalt der Grundannahmen des ökonomischen Modells, v.a. die Nutzenmaximierung. Es ging also um das Verhältnis von Homo Oeconomicus und dem wirklichen Menschen. Friedman zufolge können Anfragen nach der Realitätsnähe der Verhaltensannahmen das ökonomische Verhaltensmodell gar nicht treffen. Wenn das Verhaltensmodell als axiomatische Idealtheorie formuliert werde, sei es immun gegenüber konkreten empirischen Umständen, zumindest was die Modellannahmen angeht. Diese können dann gar nicht empirisch falsifiziert werden. „Wie sich einzelne Menschen in bestimmten Situationen verhalten, ist für ihn keine ökonomische Frage, wohl aber, ob sich in bestimmten typischen Situationen bestimmte typische Verhaltensweisen einer größeren Gruppe von Menschen vorhersagen und dann auch durch politische Maßnahmen beeinflussen lassen“ (Manstetten 2000, S. 88). Daher sei es keineswegs notwendig, irgendetwas über

die Innenperspektive des Handelnden, seine Motive und Absichten zu wissen. Entscheidend ist für ihn, dass sein Modell, das auf bestimmten Verhaltensannahmen beruht, den Ausgang einer hinreichend definierten Situation genau vorhersagen kann. Ist dies der Fall, so rechtfertigt dies im Nachhinein diese Annahmen. Damit könne der Ökonom letztlich annehmen, was er will, solange – und das ist nun entscheidend – die darauf basierenden Vorhersagen auch eintreffen.

In dem Konflikt zwischen der Realitätsnähe der Annahmen gegen die Realitätsnähe von Prognosen präferiert Friedman also ganz klar die Prognosefähigkeit der Forschung:

“(T)he relevant question to ask about the ‘assumptions’ of a theory is not whether they are descriptively ‘realistic’, for they never are, but whether they are sufficiently good approximations for the purpose at hand. And this question can be answered only by seeing whether the theory works, which means whether it yields sufficiently accurate predictions.” (Friedman 1953, S. 14)

3. Aufgrund der oben beschriebenen Vorzüge ist der ökonomische Ansatz in den letzten Jahrzehnten auch weit über klassisch wirtschaftliche Fragen hinaus erweitert worden. Die Grundlagen für die Ausweitung des Untersuchungsgegenstands der Ökonomik über ökonomische Fragen wie die Produktion und Verteilung des (volkswirtschaftlichen) Wohlstands hinaus wurden bereits mit der Definition von Robbins als „*science which studies human behavior as a relationship between ends and scarce means which have alternative uses*“ (s. oben) geschaffen.

Das im Rahmen der neoklassischen Gleichgewichtstheorie entwickelte Homo-Oeconomicus-Modell wurde zu einer „ökonomischen Universaltheorie menschlichen Verhaltens“ (Manstetten 2000), das zur Erklärung aller Formen menschlichen Handelns und Interagierens herangezogen werden sollte. Alle menschlichen Wahlentscheidungen, sei es der Autokauf, die Zustimmung zu einer Partei, die Entscheidung für einen Lebensstil oder die Wahl des Ehepartners sollten auf der Basis individueller Vorteilskalküle beschrieben und erklärt werden. Zum Beispiel ist es unterschiedlich „teuer“, in bestimmten Kontexten seine politische Überzeugung zu formulieren und nach außen zu tragen. Auch beim regenerativen Verhalten lässt sich eine ökonomische Beschreibung finden: So geht es zum Beispiel um den „Preis“, nach der Geburt eines Kindes für die Erziehung zu Hause zu bleiben.

In einer der radikalsten Formen wurde die Übertragung der ökonomischen Methode auf andere Sozialwissenschaften von Gary S. Becker (geb. 1930) vorangetrieben, der dies selbst als *ökonomischen Imperialismus* bezeichnet (Becker 1993). Konsequenterweise formulierte er eine ökonomische Theorie der Demokratie, des Rechts, aber auch der Familie oder des Selbstmords. Becker fasst den ökonomischen Ansatz selbst als analytische Methode („As-if-Annahme“) auf, die aufgrund ihrer einheitlichen Annahmen allgemeine Gültigkeit beansprucht und klare Prognosen erlaubt, was im Hinblick auf Politikempfehlungen von großer Bedeutung ist. Gegenüber anderen Sozialwissenschaften, die über kein einheitliches und ähnlich stringentes Modell verfügen, wäre dies von unschätzbarem Vorteil.

Becker geht nicht nur davon aus, dass die Präferenzen der einzelnen Individuen konstant sind, sondern auch, dass alle Menschen in ihren Präferenzen übereinstimmen. Alle Verhaltensunterschiede lassen sich letztlich auf unterschiedliche Restriktionen zurückführen, d.h. auf unterschiedliche Umstände wie Einkommen oder Zeitbudgets, aber auch verschiedene Möglichkeiten und Fähigkeiten, die angestrebten Ziele zu erreichen. Die einheitliche Präferenzordnung ist inhaltlich dadurch definiert, dass alle Menschen letztlich ein Maximum an Lust oder Freuden „produzieren“ wollen. Er knüpft dabei bewusst an den Utilitarismus Benthams an, auch wenn er den Anspruch erhebt, alle noch bei Bentham vorhandenen normativen Elemente zu beseitigen, um so zu einer rein positiven Analyse zu gelangen. Darüber hinaus rechnet er, abgesehen von allen ideologischen Differenzen, Marx zu seinen Vorläufern, was zumindest in der Hinsicht einleuchtet, dass er wie Marx eine umfassende Erklärung menschlicher Tätigkeit anstrebt und dabei die „Produktion“ als zentralen Vorgang ansieht.

4. Eine weitere Form des ökonomischen Imperialismus stellt die *Neue Institutionenökonomik* dar, die vor allem von Douglass North (geb. 1920) etabliert wurde. Es geht dabei um den Einfluss informeller Institutionen (Werte, sozio-kulturelle Traditionen) und formeller Institutionen (Rechtsnormen, Sozial- und Wirtschaftsordnung) auf menschliches Verhalten. Nach North ist individuelles Handeln nie davon losgelöst. Dabei ist ausschließlich der Blickwinkel von Individuen und ihrer wohlverstandenen Eigeninteressen relevant (methodischer Individualismus). Individuen folgen Regeln (bzw. allgemeiner: institutionellen Vorgaben) und schränken damit Handlungsspielräume ein, um „Transaktionskosten“ (alle mit Anbahnung, Abschluss und Überprü-

fung eines Vertrages verbundenen Kosten) zu senken und die „Erträge“ sozialer Interaktion zu steigern.

Dabei grenzt sich diese Art der Ökonomik allerdings auch ab von dem reinen Homo Oeconomicus Modell: Denn durch die Berücksichtigung von Institutionen und ihren Einflüssen auf das Verhalten von Individuen gerät eine Komponente in die wissenschaftliche Betrachtung, die auf einer höheren gesellschaftlichen Ebene als der einzelne Akteur angesiedelt ist. Selbst wenn dieser immer noch Grundlage der sozialwissenschaftlichen Untersuchung bleibt, ist dieser Unterschied zu anderen Theorien dennoch wichtig.

5. Nach diesem Überblick über Teile der modernen wirtschaftswissenschaftlichen Debatte bietet sich ein Theorienvergleich zwischen der Ökonomik bzw. dem ökonomischen Imperialismus (mit einem Schwerpunkt auf der Annahme der Homo Oeconomicus Modells) und Max Webers idealen Handlungstypen an.

Eine grundlegende Gemeinsamkeit lässt sich dabei zuallererst feststellen: Sowohl die Ökonomik als auch Webers Theorie sind handlungstheoretische Konzepte. Das heißt, der Ausgangspunkt ist die Annahme sozial handelnder Akteure, die das grundsätzliche Objekt der Untersuchung darstellen. Somit nehmen beide Theorien den methodologischen Individualismus an mit dem Ziel, durch diesen heuristischen Ausgangspunkt die Extrapolation auf Massenphänomene zu gewährleisten.

Ein wesentlicher Unterschied besteht aber in der Annahme einer axiomatischen Idealtheorie einerseits und der eines Idealtypus andererseits. Es handelt sich hier abermals um das schon beschriebene Spannungsfeld zwischen deduktiver und induktiver Methodik: Die Ökonomik geht aus vom Modell des Homo Oeconomicus, also einer Verfremdung und damit einer wissenschaftlich konstruierte Außenperspektive, die den Ausgangspunkt der Untersuchung darstellt (eben eine *axiomatische Idealtheorie*). Die Ökonomik bildet ihre Hypothesen anhand dieser Idealtheorie, um diese dann (empirisch) zu überprüfen. Es handelt sich um ein deduktives Vorgehen. Weber hingegen verfolgt mit seinen Idealtypen eine grundsätzlich induktive Methodik insofern, als die Typenbildung an der Wirklichkeit vorgenommen wird und es dann zur Abstraktion kommt. Ausgangspunkt seiner Untersuchung sind die handlungstypologisch gemischten Motivvor-

lagen (zweck- und wertrational, affektiv, traditional), also selbst schon Idealtypen des sozialen Handelns, die aus der Wirklichkeit gewonnen werden.

Außerdem ist die Forschungsintention beider Theorien in einer Hinsicht verschieden: Während die Idealtheorie der Ökonomik das Ziel hat, menschliches Verhalten zu *erklären*, setzt Weber eine Stufe früher an. Für ihn gilt es, zuerst das soziale Handeln deutend zu *verstehen*, bevor er auf dieser Basis das Handeln ursächlich *erklären* will. Es ist eben dieser Unterschied, mit dem Weber schon weiter oben in Hinblick auf den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften zitiert wurde. Denn eine Wissenschaft wie die Ökonomik, die sich an der naturwissenschaftlichen Methode orientiert, hat kein Erkenntnisinteresse am Verstehen der sozialen Akteure. Ihr Verhalten zu erklären und daraus Prognosen abzuleiten ist das Hauptziel der Untersuchung. Diese Absicht erklärt auch die deduktive Methode: Wenn die Abstraktion als Ausgangspunkt der Forschung gewählt wird, kann das Verstehen der Handelnden schon von Beginn an nicht Ziel der Erkenntnis sein. Anders Weber: Die Methode der Induktion ermöglicht erst ein Verstehen der Wirklichkeit, bevor es zu einer theoretischen (und damit wissenschaftlichen) Erklärung des sozialen Handelns kommt.

4. Zur Problematik der Annahme „sozialer Gesetzmäßigkeiten“

Wie bereits im dritten Kapitel beschrieben, nehmen sich die Sozialwissenschaften die Naturwissenschaft zum Vorbild mit dem Ziel, allgemeine Gesetzmäßigkeiten aufzudecken, um so nomologische Aussagen zu formulieren. Demnach geht es der Sozialforschung darum, Erklärungen, Prognosen und „technische Anweisungen“ für soziale Sachverhalte zu ermöglichen. Aber können die Sozialwissenschaften diesem Anspruch wirklich gerecht werden? Und, wenn es eine theoretische Möglichkeit gäbe, wäre es überhaupt sinnvoll? In diesem Kapitel soll diesen Fragen nachgegangen werden. Dabei soll nach einer Diskussion des Problembezugs bzw. der Fragestellung kritisch reflektiert werden, inwiefern die Sozialwissenschaften dem Anspruch gerecht werden können, wie die Naturwissenschaften Gesetze aufstellen zu können. Der dritte Abschnitt bespricht quantitative Methoden der Sozialwissenschaft, die im Besonderen deren (vermeidlich) nomologischen Charakter hervorheben.

4.1 Praktische Anfragen

1. Die Komplexität der sozialen Welt zwingt zu selektiven und vereinfachenden Annahmen. Ein gewisser Reduktionismus ist unausweichlich, denn nur so ist überhaupt so etwas wie Gesellschaftsforschung möglich. Die Annahme, der Homo-Oeconomicus handle stets rational, ist ein Beispiel für eine solche Reduktion. Nicht jeder Akteur wird einzeln beleuchtet und untersucht, sondern es wird eine allgemeine Aussage über das Verhalten des Menschen im ökonomischen Kontext getätigt. Dabei wird eine *bestimmte Form von Rationalität* angenommen, nämlich dass die Akteure alle ihnen zur Verfügung stehenden Auswahlalternativen kennen (Vollständigkeit), den daraus erwachsenden Nutzen jeweils korrekt abschätzen können (korrekte Erwartungshaltung) und sie auf dieser Basis in der Lage sind, konsistent auszuwählen (Transitivität).

Hinzu kommt die Annahme der Konstanz aller übrigen Einflussfaktoren, die so genannte *Ceteris-paribus-Klausel* (lat. *wobei die übrigen Dinge gleich sind*), die eine weitere wesentliche Vereinfachung bedeutet. Wenn eine Zielgröße (wie etwa die selbstgeschätzte Lebenszufriedenheit im Fall der ökonomischen Glücksforschung) von mehreren Einflussparametern („Glücksfaktoren“) abhängt, wird der Ceteris-paribus-Klausel zufolge die Wirkung der Änderung eines Einflussfaktors auf die Zielgröße isoliert untersucht, indem man davon ausgeht, dass die übrigen Einflussfaktoren konstant bleiben. Das be-

rühmte ökonomische Gesetz von Angebot und Nachfrage wird beispielsweise auf diese Art und Weise untersucht: Man geht davon aus, dass die Nachfrage nach einem Konsumgut nur abhängig von dessen Preis ist. Alle anderen Einflussfaktoren wie das reale Einkommen der Konsumenten, deren Präferenzen oder das mögliche Angebot von Substitutionsgütern werden als konstant betrachtet. Diese Annahme der Konstanz aller übrigen Einflussfaktoren (für die das Kürzel c.p. steht) bedeutet jedoch eine erhebliche Einschränkung der Allgemeingültigkeit der Aussagen mit sich, da die einzelnen Faktoren wechselseitig miteinander verknüpft sind. Durch die c.p.-Klausel wird die Betrachtung statisch, weil die genannten Wechselwirkungen annahmemäßig außer Acht bleiben.

2. Ein großes Problem der Sozialwissenschaften ist es, diese Modelle der Vereinfachung im Kontext kontrollierter Experimente durchzuführen. Denn wo im sozialen Raum lassen sich schon laborähnliche Situationen herstellen, die dann untersucht werden können? Die Sozialwissenschaft arbeitet deshalb häufig mit quasi-experimentellen Methoden. Es werden also Alternativen verwendet, um die fehlende „Sterilität“ eines richtigen Experiments zu kompensieren. In der Politikwissenschaft wird häufig davon gesprochen, der Vergleich (zum Beispiel politischer Systeme), sei ein Ersatz für das Experiment. Denn durch den Vergleich können ganze Staaten oder Organisationen aus einer Art Vogelperspektive untersucht werden, wobei einzelne Akteure und Handlungen außer Acht gelassen werden können. Ob es sich hier wirklich um Ersatzexperimente handelt oder vielmehr um eine holistische Herangehensweise, sei dahingestellt.

Ein interessanter Versuch mit Hilfe solcher Experimente sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen, ist die experimentelle Ökonomie bzw. die Spieltheorie. Spieltheoretische Modelle eignen sich besonders gut für eine experimentelle Prüfung sozialer Sachverhalte. Es handelt sich um eine Theorie interdependenter rationaler Entscheidungen. Die Spieltheorie erlaubt so die Modellierung und Analyse von strategischen Interaktionen zwischen Individuen oder Gruppen. Ein Beispiel für eine solche „Verhaltensforschung unter realen Bedingungen“ ist das Ultimatum-Spiel:

Einem Akteur A wird ein Gut (z.B. 100 €) zur Verfügung gestellt. Davon muss er einen beliebigen Teil wählen und einem anderen Akteur B anbieten. Lehnt dieser den ihm angebotenen Teil ab, so muss auch A auf seinen Teil verzichten und beide gehen leer aus. Teilt A 50:50? Oder gibt er B nur 1€, womit B immer noch mehr hat als nichts?

Eine spieltheoretische Vorhersage auf der Basis der Verhaltensannahme des Homo Oeconomicus-Modells wäre nun, dass B jedes Angebot annimmt, da er als rationaler Akteur auf Nutzenmaximierung aus ist und 1 € immer noch besser als gar nichts ist. Dass A dabei unverhältnismäßig viel mehr gewinnt, ist für die Entscheidung von B in diesem Kontext nicht relevant und wäre eher eine Frage der Gerechtigkeitstheorie denn ein spieltheoretisches Problem. (Tatsächlich ergaben Experimente Angebote von A zwischen 40% und 50%. Die Rolle von Gerechtigkeitsintuitionen lässt sich also auch hier nicht verschweigen. Andererseits kann es sich natürlich auch schlicht um die Angst von A handeln, dass B ablehnt und A dann auch leer ausgeht.)

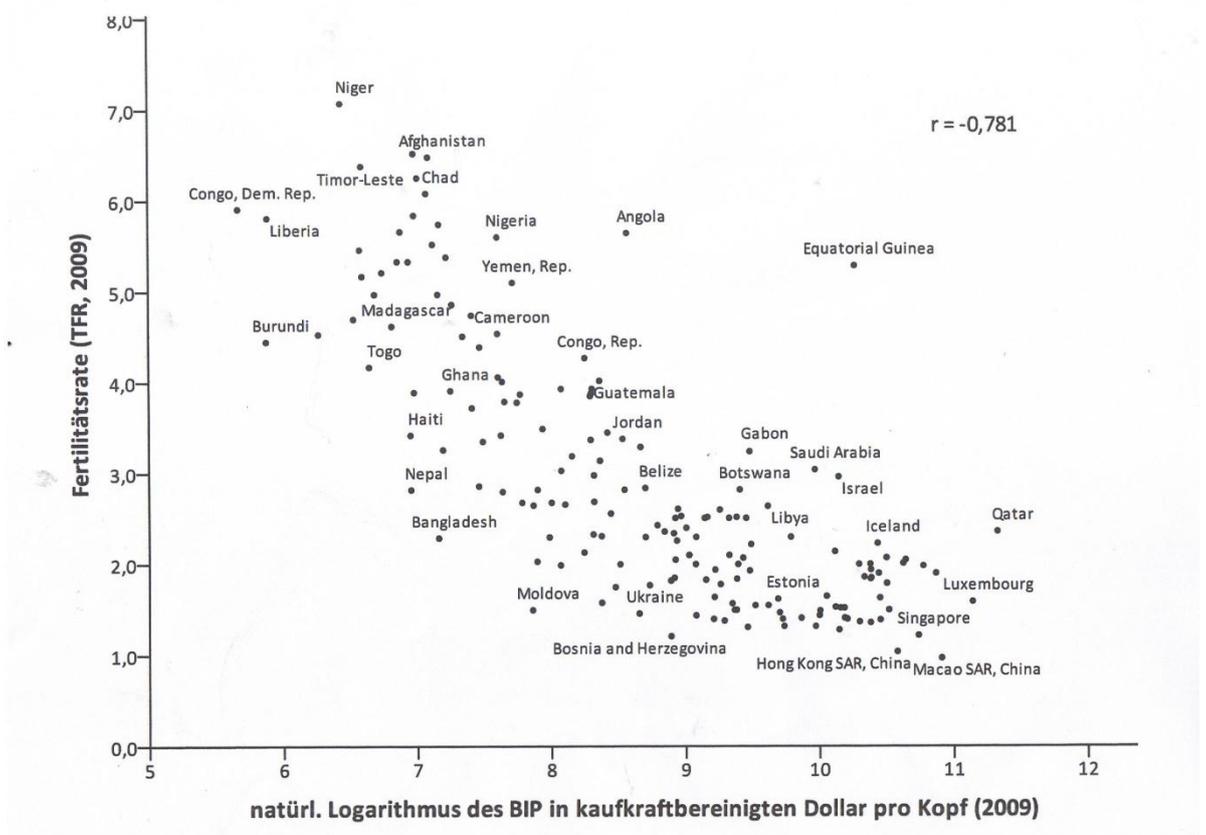
Eine weitere Alternative ist die Nutzung „natürlicher Experimente“, so zum Beispiel der Deutschen Wiedervereinigung zur Bestimmung der Arbeitszufriedenheit bzw. der Korrelation von Selbstständigenquote (die in Ostdeutschland nach der Wende rapide anstieg) und der Lebenszufriedenheit (vgl. Frey & Frey Marti 2010: 100 f.).

3. Wenn es Kausalgesetze in der Sozialwissenschaften gäbe, müssten diese den Kriterien herkömmlicher Naturgesetze genügen, d.h. Phänomene müssten *notwendigerweise* stattfinden und universal, d.h. *zeit- und kontextunabhängig* gelten.

Ein klassisches Gesetz, das immer wieder als eben solches ins Feld geführt wird, um Kausalität auch im sozialen Kontext zu beweisen, ist das von Angebot und Nachfrage in der Ökonomie. Aber handelt es sich hier wirklich um ein reines Kausalgesetz? Nein. Wenn überhaupt kann nur von einem „schwachen Gesetz“ die Rede sein, denn es wird lediglich ein umgekehrt proportionales Verhältnis von Preis und Nachfrage spezifiziert, ohne die Größe der Richtung genauer beschreiben zu können. Außerdem gibt es Ausnahmen. Der sogenannte „Veblen-Effekt“, benannt nach dem Soziologen und Ökonom Thorstein Veblen, beschreibt, dass gegen das Gesetz von Angebot und Nachfrage letztere mit dem Preis steigt. Er hat diesen Effekt für den Konsum von Luxusgütern in London Ende des 19. Jahrhunderts beobachtet. Veblen spricht hier vom „demonstrativen Konsum“ und macht damit deutlich, dass durch andere Motivationen (Prestige, Neid der anderen) das Gesetz unzureichend ist, was wiederum gegen das Kriterium der Universalität spricht. Die Bezeichnung „Gesetz“ ist also nicht zutreffend, weil es der empirischen Welt nicht standhält. Dass die Nachfrage nach einem Gut mit steigendem Preis fällt, erweist sich zwar für viele Güter als typisch; allerdings gibt es auch Gegenbeispiele, die belegen, dass dies dieser Zusammenhang nicht notwendig gegeben sein muss.

4. Es kann also festgehalten werden, dass die Sozialwissenschaft keine Gesetze formuliert, sondern vielmehr *Korrelationen, Regelmäßigkeiten und Muster*. Im Gegensatz zu Kausalgesetzen sind Korrelationen kontingent und kontextabhängig, zeigen also Zusammenhänge auf, für die keine grundsätzliche Universalität gilt. Dies soll anhand weiterer Beispiele veranschaulicht werden.

1) Der Zusammenhang zwischen Wohlstand und Fertilitätsrate



Die Graphik zeigt den Zusammenhang zwischen Wohlstand, gemessen am kaufkraftbereinigten BIP pro Kopf, und der Geburtenrate in verschiedenen Ländern auf. Der Korrelationskoeffizient r ist mit ca. -0,8 Punkten hoch genug, um von einer negativen Korrelation zwischen Fertilität und Wohlstand zu sprechen. Gleichwohl gibt es Ausreißer: So hat beispielsweise Äquatorial Guinea trotz hohem Pro-Kopf-Einkommen eine vergleichsweise hohe Fertilität zu verzeichnen, Moldawien hingegen bei durchschnittlichen Einkommen eine recht niedrige. Diese Ausnahmen bestätigen die Regel, dass von Kau-

salität nicht die Rede sein kann, sondern dass es sich um kontextabhängige Korrelationen handelt, die allerlei relevante Drittvariablen unberücksichtigt lassen.

2) Natürliche Ressourcen: Fluch oder Segen?

Jeffrey Sachs (1995) hat in einer empirischen Studie den Zusammenhang zwischen Ressourcenreichtum und wirtschaftlichen Wachstum zwischen 1970 und 1898 in 97 Entwicklungsländern untersucht. Auch hier kann nicht von einer Gesetzmäßigkeit gesprochen werden. Zwar gibt es einen schwachen Zusammenhang zwischen beiden Variablen, aber die Streuung der untersuchten Länder ist viel zu ausgeprägt, um von einer signifikanten Korrelation, geschweigen denn einem kausalen Zusammenhang zu sprechen.

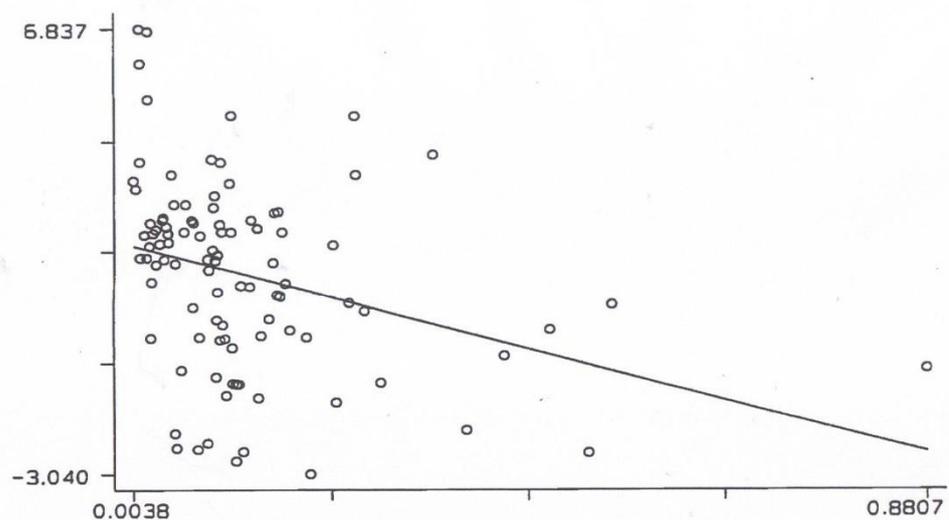


Figure 1. The simple association between growth per-capita between 1970 and 1989 (vertical axis) and the share of natural resource exports in GDP in 1971 (horizontal axis). The regression line has a slope of -5.2 and a t-ratio of -3.3.

3) Roberto Michels' hat in seiner Studie „Zur Untersuchung des Parteiwesens in der modernen Demokratie“ von 1911 Thesen zur Demokratieentwicklung aufgestellt. Sein populäres *Ehernes Gesetz der Oligarchie* besagt, dass mit zunehmender Institutionalisierung und wachsendem Einfluss Führungsgruppen in Organisationen wie z. B. Partei-

en mehr und mehr persönliche Interessen verfolgen, während die ursprünglichen Ziele der Bewegung in den Hintergrund treten. Untersuchungen im Anschluss an Michels' Studie konnten allerdings keine Bestätigung für einen statistisch signifikanten Zusammenhang feststellen. Darcy K. Leach (2005) fasst den derzeitigen Forschungsstand dahingehend zusammen, dass man bestenfalls von einer „Tendenz aus Aluminium“, auf keinen Fall aber von einem „Ehernen Gesetz“ ausgehen könne.

Ein weiteres Beispiel für ein „soziales Gesetz“ ist das des Demokratischen Friedens, das besagt, dass Demokratien untereinander keine Kriege führen. Hier handelt es sich aber eher um die Beschreibung eines historischen Status quo, denn eine Gesetzmäßigkeit kann auch hier nur schwerlich ausgemacht werden.

4.2 Grundsätzliche Kritik an der Annahme „sozialer Gesetzmäßigkeiten“

1. Ein Problem, das die Annahme von Gesetzen in der Sozialforschung betrifft, ist das der *Verfremdung*. Nach Manstetten ist Verfremdung die

„(...) Modifikation eines Vertrauten von solcher Art, dass zwar einige wesentliche Züge des Vertrauten erhalten bleiben, andere nicht wesentliche Züge aber verschwinden oder bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. Das Verfremdete ist also weder das gänzlich Fremde noch das Altvertraute, es ist sozusagen vertraut und unvertraut zugleich.“ (Manstetten 2000: 90)

Dieses Problem entsteht nun vor allem dadurch, dass der Status der verwendeten Ausdrücke in Sozial- und Naturwissenschaft verschieden ist. Ein Physiker kann Alltags- und Modellwelt beziehungslos voneinander trennen, während beispielsweise in der Ökonomie ein grundsätzlicher Konflikt zwischen beiden Welten besteht, sie „verschwimmen“ in einander (Gadamer: „Horizontverschmelzung“). Der Sozialwissenschaftler ist immer auch selbst Teil der Theorie, die er formuliert, was wissenschaftliche Distanz erschwert.

Dies zeigt sich zum Beispiel der Verhaltensannahme des Homo Oeconomicus-Modells, das eben nicht nur als axiomatische Idealtheorie (mit einer aus methodischen Gründen bewusst konstruierten „as-if-Annahme“), sondern nicht selten auch von Ökonomen als normatives Leitbild interpretiert wird, wie das nach wie vor im berühmten Diktum des Ökonomen Milton Friedman zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unterneh-

men („The social responsibility of corporations ist o increase their profits“) deutlich wird.

2. Des Weiteren besteht ein Problem der Willensfreiheit. Denn diese ist in der ökonomischen Universaltheorie menschlichen Verhaltens nicht darstellbar (Manstetten 2000: 100 ff.). Das menschliche Verhalten ist in dieser Theorie durch die Natur des Menschen und die Umstände (Restriktionen) vollständig determiniert. Das bedeutet, dass Freiheit als tatsächliche Möglichkeit oder wissenschaftliche Annahme methodisch ausgeschlossen ist. Sie findet keinen Platz im Modell.

4.3 Dem Gesetz auf der Spur: Quantitative Sozialforschung

1. Ein wichtiges methodisches Spannungsfeld der Sozialwissenschaften ist das zwischen quantitativer und qualitativer Forschung. Erstere Methode schließt dabei an die Ausführungen über den Naturalismus und die Diskussion um soziale Gesetzmäßigkeiten an in dem Sinne, dass die quantitative Sozialforschung als Paradigma noch am ehesten dem Anspruch fester Gesetzmäßigkeiten in der sozialen Welt nachkommen möchte und teilweise auch nachkommt. Sie soll deshalb dieses Kapitel abschließen. Die qualitative Forschung wird im nächsten Kapitel behandelt.

Die quantitative Sozialforschung orientiert sich, wie gesagt, an den Ansprüchen und Methoden der Naturwissenschaft. Bestimmend ist die Vorstellung, dass die soziale Welt, eben wie die Natur, von geregelten, gesetzmäßigen Abläufen bestimmt ist, die sich beobachten lassen. Ziel ist es, diese Gesetzmäßigkeiten in Form fester Kausalketten zu analysieren und zu verallgemeinern, um universale Hypothesen ableiten zu können. Die Nähe zum Naturalismus ist unübersehbar, denn es ist die quantitative Sozialwissenschaft mit ihrem teilweise rein positivistischen Vorgehen, die an der oben beschriebenen Einheit der wissenschaftlichen Methode interessiert ist und dieser nachkommen will. Konventionelle Methoden dabei sind standardisierte Massenbefragungen oder standardisierte Beobachtungsschemata. Die Qualität der jeweiligen Methode wird dabei vielfach daran ermesen, inwieweit sie sich dem naturwissenschaftlichen Modell anlehnt. Qualitätsmerkmale sind so zum Beispiel eine ausreichend repräsentative Anzahl der untersuchten Personen, echte Stichproben nach dem Zufallsprinzip

(Randomisierung), metrische Variablen und mathematisch-statistische Analysemethoden.

2. Kritisieren lässt sich die an Naturwissenschaft ausgerichtete, positivistische Sozialwissenschaft an mehreren Punkten (Lamnek 1995):

- 1) Soziale Phänomene beruhen auf den Interpretationen der Individuen einer Gruppe, sie existieren nicht außerhalb des Individuums.
- 2) Soziale Tatsachen und Handlungen haben kontextabhängigen Bedeutungsgehalt und können deshalb nicht vordergründig „objektiv“ identifiziert werden.
- 3) Quantitative Forschung wird sozialem Handeln nicht wirklich gerecht. Vielmehr wird dem Handeln so eine bestimmte Bedeutung untergeschoben (Manipulation).
- 4) Das Aufstellen von Hypothesen vor der Untersuchung (deduktives Vorgehen) suggeriert bereits eine bestimmte Bedeutung und beeinflusst die Forschung.

Des Weiteren übt Lamnek Kritik an der quantitativ-standardisierten Vorgehensweise. So kann zum Beispiel ein Kreuz hinter der Antwortalternative „weiß nicht“ in einer schriftlichen Befragung sehr Unterschiedliches und meist nicht eindeutig Feststellbares bedeuten:

- Der oder die Befragte weiß die richtige Antwort auf die gestellte Frage wirklich nicht.
- Er oder sie weiß mit der Frage überhaupt nichts anzufangen, weil sie vielleicht nicht verstanden wird.
- Lustlosigkeit, über die Beantwortung der Frage nachzudenken.
- Der oder die Befragter kann die Antwort nicht in das vorgegebene Kategorienschema einordnen.
- Er oder sie möchte nicht antworten und die Unwilligkeit hinter angeblichem (und sozial akzeptiertem) Nichtwissen verbergen.

Außerdem lässt sich die *restringierte Erfahrung des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses* kritisieren, also der begrenzte Blick auf ein positivierbares Phänomen, während

andere, vielleicht relevante soziale Tatsachen (notgedrungen) ausgeklammert werden. Nicht selten kommt es dabei zu einem *Primat der Methode über die Sache*, was sich nicht selten in „*Messfetischismus*“ und der Ausblendung des Forschungskontextes führt. Eine Überhöhung der eigenen Methode kann dann dazu führen, dass die Besonderheiten und Eigenarten der Forschungsgegenstände nicht mehr berücksichtigt werden bzw. aus dem Blick geraten, weil diese die Eigenarten aus seiner Perspektive nicht einschließen kann. Das kann soweit führen, dass die Methode in unzulässigem Umfang einschränkt, was erforscht werden kann. Dies ist natürlich niemals ganz vermeidbar, denn sowohl Forschungsinteresse als auch Herangehensweise bestimmen die Resultate der Forschung mit. Allerdings fehlt in quantitativen Forschungsdesigns häufig die Offenheit, mit der auch Ergebnisse generiert werden, die über den Tellerrand des „positiven“ Erwartbaren hinausgehen. Dieser unzulässige Ausschluss kann auch bereits früher ansetzen, wenn nämlich ganze Forschungsfragen als nicht wissenschaftlich erfassbar umgangen werden, weil der quantitative Methodenapparat sie nicht einschließen kann. Die *Forschungsperspektive kann so zum Oktroy* werden und den eigentlichen Sinn der Erkenntnis verfehlen.

Des Weiteren stabilisiert rein positivistische, quantitative Methodologie vorherrschende *Herrschaftsverhältnisse*, indem vorgefundene Fakten allzu direkt interpretiert werden und eine kritische Perspektive als unzulässig ausgeschlossen wird. Kritik ist nicht Aufgabe des Wissenschaftlers, womit die eingeschränkte Perspektive als „einzige“ Wirklichkeit interpretiert wird und damit vorgefundene Strukturen manifestiert werden.

Die starke Anlehnung an die Naturwissenschaften führt außerdem zu einer Verkennung der Tatsache, dass der *Forschungsgegenstand menschliche Subjekte* sind, die nicht ohne Weiteres in quantitative Strukturen objektivierbar sind. Die standardisierten Methoden der quantitativen Sozialwissenschaft führen allerdings genau dazu, wobei die erforderliche Neutralität und Distanz des Forschers nicht in dem Maße einzuhalten, die die naturwissenschaftliche Forschungsdesigns ermöglichen und deshalb mindestens skeptisch zu betrachten.

5. Die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt und interpretative Ansätze

Vor dem Schlussresümee wird in diesem Kapitel die These diskutiert, dass die soziale Welt immer schon bedeutungsbeladen ist und die Untersuchungsmethoden sich an dieser Tatsache orientieren müssen. Insofern findet auch eine Darstellung qualitativer Methoden in diesem Abschnitt ihren Platz.

5.1 Die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt

1. Wie aus dem Vorangegangenen bereits ersichtlich geworden ist, bestehen grundlegende Unterschiede zwischen der sozialen und der natürlichen Welt, was auch für die wissenschaftliche Untersuchung dieser verschiedenen „Welten“ nicht ohne Folgen bleiben kann. Während die Untersuchung der natürlichen Welt (physikalische) Entitäten und Systeme in ihren Beziehungen zu erklären sucht, beschäftigt sich die Wissenschaft der Gesellschaft mit menschlichem Handeln, das mit einem subjektiven Sinn verknüpft ist (siehe Max Weber). Wichtig ist dabei außerdem die soziale Bezogenheit dieser Sinn-dimension, dass also soziales Handeln immer auch auf andere verweist und von diesen beeinflusst wird.

2. Allerdings lassen sich, wie ebenfalls diskutiert, auch innerhalb der sozialen Welt perspektivische Spannungsfelder aufmachen. Namentlich ist z.B. der Konflikt zwischen der Gewichtung von sozialem Handeln und sozialen System immer wieder Gegenstand methodologischer Konflikte. Aber dieses Spannungsfeld hat auch in substantieller Hinsicht Bedeutung und ist nicht nur als paradigmatische Glaubensfrage zu verstehen. Denn die soziale Welt selbst ist geprägt von der Spannung zwischen dem handelnden Individuum und den Systemen der Gesellschaft. Dabei stehen sich Individuum und Gesellschaft aber nicht unberührt gegenüber, sondern individuelles Handeln ist eben erst von Standpunkt des Sozialen aus bedeutungsvoll. Gleichzeitig sind soziale Institutionen und Systeme „menschengemacht“ und abhängig von Überzeugungen, die Menschen damit verbinden. Individuum und Gesellschaft stehen also in einem wechselvollen Verhältnis zueinander.

3. Für dieses Verhältnis von sozialem Handeln und sozialen Systemen hat der Soziologe Peter Berger in seiner „Einladung zur Soziologie“ von 1977 drei Bilder bzw. soziologische Perspektiven beschrieben.

(1) Der Mensch in der Gesellschaft

Das „Gefängnis der Gesellschaft“ ist Entlastung und Zwang zugleich. Denn das individuelle Handeln ist hier stets durch sozio-kulturelle Normen und Institutionen, soziale Rollen und soziale Kontrolle mitbestimmt. Diese sozialen Faktoren engen den Menschen zwar ein, geben aber auch Sicherheit im sozialen Umgang. Diese Perspektive führt mithin zu einer *Sozialisation* des Menschen.

(2) Die Gesellschaft im Menschen

Der soziale Mensch ist zugleich aber auch „Marionettenpuppe“, denn er ist nicht nur äußerlich von der Gesellschaft abhängig, sondern der Mensch hat sozio-kulturelle Normen und Institutionen *internalisiert* und mit der eigenen Identität verknüpft. Die Gesellschaft wird also nicht nur durch uns geprägt, sondern sie prägt uns ebenfalls.

(3) Gesellschaft als Drama

Der Mensch ist außerdem eine Art Schauspieler im sozialen Drama. Er steht auf der Bühne der Gesellschaft und spielt eine Rolle im aufgeführten Drama sozialer Interaktionen, die es auszufüllen gilt, wobei ein Gestaltungsspielraum der sozialen Akteure vorhanden ist. Durch diese Perspektive kommt es zu einer *Individualisierung* der Personen im sozialen Gefüge.

Sozialisation in einer bestimmten Kultur, Internalisierung (Verinnerlichung, Enkulturation) von deren Weltbildern und Werten und die Individualisierung (Personalisierung), die einer Identität eine bestimmte Ausprägung gibt, sind dabei drei eng miteinander verflochtene Prozesse einer dialektischen Wechselbeziehung zwischen individueller Kreativität und kulturell geprägten, strukturellen Zwängen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die menschliche Identität sich als sozio-kulturelle Persönlichkeit konstituiert, dass also weder die Gesellschaft dem Menschen, noch der Mensch der Gesellschaft auskommen kann.

Und eben diese Interdependenz der Perspektiven macht die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt aus (was genau mit „Bedeutungshaftigkeit“ gemeint ist, wird gleich bei der Erläuterung des Begriffs „Kultur“ noch deutlicher). Daraus folgt nun freilich, dass das Ziel der Sozialwissenschaft nicht einfach eine schlichte Produktion von vermeidlich sozialen Kausalitäten sein kann. Vielmehr geht es um einen Beitrag für das Verständnis der *Bedeutung* der sozialen Welt. Sozialwissenschaft ist diesem Verständnis nach eine Art „Textinterpretation“ sozialer Handlungen, Beziehungen und Systemen. Diese Ansicht verweist bereits auf die Bedeutung qualitativer Methodologie, um die sich die folgenden Abschnitte drehen werden.

5.2 „Dichte Beschreibungen“ als Anliegen der Sozialwissenschaften

1. Im Kontext dessen muss es der Sozialforschung also immer um mehr als nur die oberflächliche Erkenntnis sozialer Phänomene gehen. Es gilt, deren Bedeutung zu erforschen und zu erfahren. Eine methodologische Herangehensweise hat der amerikanische Anthropologe Clifford Geertz geprägt, indem er das Paradigma der „Dichten Beschreibung“ zum Anliegen der Sozialwissenschaft erklärt hat.

Relevant für das Verständnis von Geertz und dessen Methodologie ist dessen Kulturbegriff, der deshalb an dieser Stelle eingeführt werden soll. Kultur ist zentral, weil Geertz den Begriff viel weiter verwendet, als dies häufig der Fall ist, wenn Kultur auf etwas bildungsbürgerliches, künstlerisches oder literarisches reduziert wird. Denn für Geertz ist Kultur viel mehr als das.

„Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe verstehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht. Mir geht es um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft erscheinen. Gesellschaften bergen wie Menschenleben ihre eigene Interpretation in sich; man muss nur lernen, den Zugang zu ihnen zu gewinnen.“ (Geertz 1987: 9)

Weiterhin spezifiziert er den Begriff Kultur als ein „...ein System überkommener Vorstellungen, die sich in symbolischen Formen ausdrücken, ein System, mit dessen Hilfe

die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre Einstellungen zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln“ (Geertz 1987: 46).

Geertz vertritt damit einen realistischen Kulturbegriff (im Gegensatz zu einem idealistischen Verständnis von Kultur, das den Begriff viel enger verwendet). Für ihn ist Kultur „ein öffentlicher gesellschaftlicher Diskurs, der ‚im Hof, auf dem Markt und auf dem städtischen Platz‘ anzutreffen ist. In den beobachtbaren sozialen Handlungen der Menschen artikulieren sich kulturelle Formen: sie geben somit nicht nur über sich selbst Aufschluss, sondern weisen auf grundlegendere kulturelle Bedeutungen hin.“ (Geertz 1987: 2)

2. Kultur ist also viel mehr als nur das, was im Bücherregal oder im Museum zu finden ist. Das kulturelle System ist vernetzt in alle sozialen Lebensbereiche und ist damit ein eigener Lebensraum, wobei es sowohl auf das Individuum als auch auf die Gesellschaft wirkt. Eine Gesellschaft ohne Kultur kann es deshalb per Definition nicht geben. In diesem Kontext handelt es sich bei Kultur um einen Orientierungsrahmen, der dem sozialen Handeln Sinn verleiht (*hermeneutische Funktion*) und ihm eine Richtung weist (*normative Funktion*). Kulturen prägen durch materielle und nicht-materielle Elemente persönliches Handeln und Institutionen. Einzelne Kulturen haben dabei je einen spezifischen Charakter und entwickeln sich dynamisch weiter, wobei Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Kulturen und die Verflechtung von kulturellen und sozialen Aspekten diese Dynamik prägen.

3. Nach Geertz gibt es vier kulturelle Perspektiven, wobei hier nun besonders ersichtlich wird, wie weit der Begriff der Kultur verstanden wird, um dem Phänomen im Ganzen gerecht zu werden.

- (1) Die Common-Sense-Perspektive der Alltagserfahrung gibt Realitäten so wieder, wie sie wahrgenommen werden. Diese Perspektive der Lebenspraxis ist allgemein zugänglich.
- (2) Die Ästhetische Perspektive der unmittelbaren Wahrnehmung geht bereits über die einfache Kenntnisaufnahme hinaus. Zwar ist die Betrachtungsweise rein sinn-

lich, aber die Objekte der Perspektive werden nach künstlerischen Maßstäben bemessen.

- (3) Die Wissenschaftliche Perspektive des kritischen Hinterfragens zeichnet sich vor allem dadurch aus, das Feststehende zu hinterfragen und damit eine stets zweifelnde Haltung einzunehmen. Sie ist gekennzeichnet durch eine objektive Beobachtung und eine wissenschaftliche Analyse der Welt.
- (4) Die Religiöse Perspektive orientiert sich an der Begegnung mit einem „wirklich Wirklichen“ und geht damit über die Faktizität des Alltags hinaus. Eine transzendente Autorität wird anerkannt, wobei der Ritus der zentrale Akt sozialer Handlung ist.

Kultur ist also ein vielschichtiges Phänomen, das die Gesellschaft und deren Akteure zu jeder Zeit in verschiedener Hinsicht betrifft. Dadurch, dass der Mensch in dieses „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“ verstrickt ist, kann die Sozialwissenschaft nicht einfach eine experimentelle Wissenschaft sein, die nach Gesetzen sucht. Vielmehr handelt es sich um eine interpretierende Wissenschaft, die durch dichte Beschreibungen nach Bedeutungen in der sozialen Welt sucht.

4. Die interpretative Theorie basiert auf der Basis philosophischer Hermeneutik. Hermeneutik kann übersetzt werden als die „Kunst der Auslegung“, also einer Auslegung (Interpretation) prinzipiell aller menschlichen Lebensäußerungen (Texte, Musik, Handlungen, Institutionen). Eine solche Theorie der Auslegung als Reflexion der Bedingungen und Normen menschlichen Verstehens wurde bereits seit Beginn der Neuzeit immer wieder formuliert. Zur „hermeneutischen Wende“ kam es im 20. Jahrhundert (Heidegger, Gadamer). Im Mittelpunkt stand nicht mehr nur die Relevanz externer Objekte, sondern immer auch die Rückbindung an die Existenz des Forschenden. Der „Hermeneutische Zirkel“ (Gadamer) beschreibt dabei die Einsicht, dass das Forschungsobjekt niemals losgelöst ist vom Verständnis des Forschenden. Ein Vor-Verständnis dieser Subjekt-Objekt-Beziehung ist immer Bedingung einer jeden Forschung. Es determiniert den Forscher und seine Arbeit und muss deshalb zu jeder Zeit kritisch reflektiert werden.

5.3 Qualitative Forschung und ihre zentralen Prinzipien

1. Aus dieser Beschreibung eines interpretativen, hermeneutischen Ansatzes der Sozialwissenschaft und der damit verbundenen Methode der dichten Beschreibung lässt sich bereits viel von der Programmatik qualitativer Methodologie in der Sozialforschung ablesen. Am wichtigsten ist dabei die Erkenntnis, dass die soziale Welt aufgeladen ist mit Bedeutung, und dass der Mensch selbst deren Reproduzent und Empfänger ist, was seine Rolle als Forscher nachhaltig prägt.

2. Die Theorie qualitativer Sozialforschung ist ein weites Feld, das im Rahmen dieser Vorlesung nur ansatzweise abgesteckt werden kann. Im Anschluss an das Gesagte sollen lediglich überblickartig weitere zentrale Punkte der Programmatik qualitativer Sozialforschung genannt werden (Lamnek 1995).

Im Kontext eines qualitativen Ansatzes wird *Sozialforschung selbst als Kommunikation* angesehen. Denn der Forscher kann auf Grund seiner unumgänglichen Einbindung in das soziale Geschehen selbst nicht nur Empfänger wissenschaftlicher Ergebnisse sein, sondern muss den Diskurs mit den „Objekten“ eingehen, die ja in Wahrheit vielmehr selbst Subjektcharakter besitzen. Die Forschung als Kommunikation zu verstehen, nimmt eben diesen Subjektcharakter der Untersuchten ernst.

Dabei bedarf es einer *Offenheit des Forschers* gegenüber Untersuchungspersonen, -situationen und -methoden: Qualitative Sozialforschung will vermeiden, dass ihre Resultate bereits vorab durch die Methodenauswahl zu stark beeinflusst bzw. eingeschränkt werden. Offenheit bedeutet in diesem Fall nicht ein völlig unstrukturiertes Vorgehen, das das Ergebnis planlos dem Prozess überlässt, sondern die Akzeptanz, dass die soziale Welt und ihre bedeutungshafte Komplexität nur bis zu einem gewissen Grad vorhersehbar ist und Vorabbeschränkungen deshalb der Intention des Forschers zuwider laufen. Der „Wahrnehmungstrichter“ darf nicht durch informationsreduzierende Selektion verengt werden, denn Unerwartbares kann wissenschaftlich mindestens ebenso relevant sein wie absehbare Ergebnisse. Durch ein wenig standardisiertes Vorgehen ermöglicht qualitative Sozialforschung diese Offenheit. Die Forschung und ihre Methoden sollten den Untersuchungsgegenständen angepasst werden, nicht andersherum.

Die Betonung von Kommunikation und Offenheit als zentrale Bestandteile der qualitativen Methode verweist außerdem auf die Dynamik des wissenschaftlichen Vorgangs, also auf den *Prozesscharakter und die Reflexivität von Gegenstand und Forscher*. Das

Verständnis der Forschung als Prozess betont die Möglichkeit der Reproduktion sozialer Realität während der Forschung selbst. Reflexivität meint, dass menschliche Verhaltensakte, sprachlich und nonverbal, reflexiv auf einen weiteren Kontext verweisen, in den sie stets eingebettet sind und der berücksichtigt werden muss, wenn die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt hinreichend versanden werden will.

Wichtig ist außerdem, dass ein *kommunikativer Nachvollzug durch Erklärung* einzelner Untersuchungsschritte ermöglicht werden muss. Ansonsten geht schnell der Überblick verloren, da die qualitative Sozialforschung über deutlich weniger Standardmodelle verfügt, als dies bei der quantitativen Forschung der Fall ist. Dafür wiederum ist einerseits Transparenz der Forschung nötig, aber auch *Flexibilität* in Hinblick auf Kontext und Beziehung zwischen Forscher und Gegenstand. Diese Flexibilität ist außerdem wiederum ein Faktor, der den Forschungsprozess dynamisch hält.

3. Dementsprechend sind qualitative Forschungsdesings organisiert. Häufig ist die Methode die *teilnehmende Beobachtung*, in der der Forscher selbst Teil der beobachteten Gruppe ist, um möglichst authentische Ergebnisse zu erreichen. Geertz selbst hat diese Methode perfektioniert, indem er bis zu mehrere Jahre in den Kulturen lebte, die er untersuchte, beispielsweise auf Bali oder in Marokko. Beliebte hermeneutische Methoden sind sogenannte *narrative Interviews*, in denen nur ein kurzer Anstoß gegeben wird, um den Befragten dann möglichst frei erzählen zu lassen, oder auch die *Biographieforschung*.

4. Obwohl sich Ausführungen über Methodologie und Programmatik qualitativer Forschung noch deutlich detaillierter diskutieren lassen, soll an dieser Stelle noch ein Blick auf die Kritik an dieser Art der Sozialwissenschaft geworfen werden. Bei all ihrer Notwendigkeit und ihren Vorteilen bleibt vor allem die enge Verflechtung von Forscher und Gegenstand problematisch. Dieses Modell läuft Gefahr, von subjektiven Eindrücken des Forschers unterlaufen zu werden, weshalb ein gewisser Abstand bei aller Schwierigkeit wichtig und richtig bleibt. Außerdem bleibt eine wie auch immer genau geartete Subjekt-Objekt-Struktur stets Grundlage jeder Erkenntnis, weshalb diese schon aus theoretischen Gründen nicht gänzlich unterlaufen werden kann. Das zweite große Problem qualitativer Forschung ist die Schwierigkeit, allgemeingültige Ergebnisse zu erzielen. Damit sind nicht gleich kausale Gesetzmäßigkeiten gemeint (deren Unmög-

lichkeit ja bereits weiter oben festgestellt wurde), sondern der Anspruch, soziale Phänomene zu beschreiben, deren Bedeutung über die jeweilige Situation hinaus geht. Dies gestaltet sich insofern schwierig, als dass Zeit- und Kontextunabhängigkeit eben nicht gewährleistet sein können und dürfen in einem qualitativen Forschungsdesign, da dies dessen Selbstverständnis zuwider laufen würde. Ist aber dann qualitative Forschung noch Wissenschaft, so wie wir sie gewohnt sind?

Bei all der Kritik bleibt die grundlegende Stärke, dass die qualitative Forschung ihren Untersuchungsgegenstand dort „abholt“, wo er ist, insofern die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt akzeptiert wird und sich die Methode dieser Tatsache angleicht, und eben nicht andersherum.

6. Schluss: Ein Plädoyer für Methodenpluralismus und Interdisziplinarität

1. Sowohl in praktischer als auch in wissenschaftstheoretischer Hinsicht bleibt die Frage der Herangehensweise an ein Thema, also der Weg zu einer Antwort auf eine Forschungsfrage, kurz: die Methode der Sozialforschung ein zentraler Aspekt einer jeden Untersuchung. Und obwohl eine grundlegende Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden eine wichtige methodische Weichenstellung darstellt, darf hier nicht einfach kategorisch und kontextunabhängig beurteilt werden, dass *immer* eine der beiden methodischen Paradigmen richtig ist, bzw. in jeder Forschungsfrage nur eine Methode zum Zuge kommen darf.

2. Das Zauberwort lautet also *Methodenpluralismus*. Damit ist die Offenheit für verschiedene Forschungsdesigns gemeint, deren Auswahl sich an Fragestellung und Untersuchungsgegenstand orientieren muss. Weiterhin bezieht sich der Pluralismus auch auf eine Vielfalt von Methoden in einem bestimmten Forschungsobjekt. Gemeint ist also auch eine Methodenkombination, um möglichst umfangreiche, stichhaltige und valide Ergebnisse zu erzielen. Eine Frage kann auch nacheinander mit verschiedenen Methoden beantwortet werden, um (bei gleichen Ergebnissen), die Zuverlässigkeit des Resultats zu fundamentieren (vgl. Diekmann 2007: 19).

Ein populäres Beispiel für angewandten Methodenpluralismus ist die klassische Studie der Arbeitslosen von Marienthal aus den 1930er Jahren (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933, vgl. f. das Folgende Diekmann 2007, insbes. 522 f.). In der Studie wurden die durch den Niedergang einer lokalen Fabrik hervorgerufene Massenarbeitslosigkeit in dem Niederösterreichischen Ort Marienthal untersucht. Die Autoren verwendeten hierfür eine Vielzahl quantitativer und qualitativer Methoden (z. B. Beobachtung, Befragung, Inhaltsanalyse von Schulaufsätzen, sogar die Gehgeschwindigkeit der Bewohner und die Häufigkeit ihres Stehenbleibens wird gemessen), um so ein umfangreiches Bild der Folgen der Massenarbeitslosigkeit darzustellen. Als Ergebnis konnte so v.a. festgestellt werden, dass die Folge der Arbeitslosigkeit nicht eine Radikalisierung der Betroffenen war, sondern deren zunehmende Resignation und Apathie.

„Wenn auch in den sechs Jahrzehnten seit Erscheinen der „Arbeitslosen von Marienthal“ das methodische Instrumentarium und die Technik der statistischen Datenanalyse wesentlich verfeinert wurden, so stellt die Untersuchung von Jahoda, Lazarsfeld und Zeise doch noch immer ein mustergültiges Beispiel für den gewinnbringenden Einsatz methodischer Kombinationen zur Beantwortung einer wichtigen Fragestellung dar“ (Diekmann 2007: 19 f.).

3. Doch nicht nur der Methodenstreit quantitativ versus qualitativ verlangt nach einer produktiven Synthese anstatt eines unvereinbaren Gegenüber. Ein weiteres Beispiel, das vor allem die Relevanz interdisziplinärer Sozialforschung verdeutlicht, nimmt noch einmal Bezug auf die Beschreibung der wirtschaftswissenschaftlichen Methoden, allen voran dem so erfolgreichen Modell der axiomatischen Idealtheorie des Homo Oeconomicus. Diese Theorie bekam in der Vergangenheit trotz ihrer Erklärungskraft Gegenwind vonseiten Vertretern kulturalistisch geprägter Theorien, die ihr eine „Kulturvergessenheit“ großen Ausmaßes vorwarfen, die letztlich zu großen Einbußen in der Erklärungskraft führt (vgl. detailliert Wallacher 2008). Vor allem beim Vergleich verschiedener Länder und ihren unterschiedlichen Entwicklungsstufen wird deutlich, dass rein ökonomische Betrachtungsweisen nur unzureichend erklären, warum beispielsweise die TIGER-Staaten Ostasiens und die Entwicklungsländer Sub-Sahara-Afrikas sich so signifikant unterschiedlich entwickelten. Ein sogenannter *cultural turn* der Sozialwissenschaften nahm seinen Lauf, maßgeblich beeinflusst durch das einflussreiche Werk von Lawrence Harrison und Samuel Huntington „Culture Matters“ (Huntington/Harrison 2002), in dem anschaulich die Relevanz kultureller Faktoren für die ökonomische Entwicklung verschiedener Länder beschrieben wird.

Die Konzentration auf den bisher vernachlässigten Faktor Kultur ist auch als Gegenreaktion auf das reduktionistische Vorgehen des ökonomischen Ansatzes zur Erklärung von Verhalten und sozialen Interaktionen weit über den eigentlich ökonomischen Bereich hinaus (ökonomischer Imperialismus) zu verstehen. Huntington und Harrison wie auch die Kulturalisten, die sich darauf beziehen, vernachlässigen dabei allerdings, dass der „Cultural Turn“ in den Sozial- und besonders den Kulturwissenschaften ein komplexer und dynamischer Vorgang ist, aus dem nicht einfach die Dominanz kultureller Faktoren bei der Erklärung sozialer Phänomene abgeleitet werden kann. Doris Bachmann-Medick (2006) kommt in der differenzierten Analyse der Neuorientierung der letzten Jahrzehnte zu dem Ergebnis, dass die Kulturwissenschaften derzeit von verschiedenen, wechselseitig sich beeinflussenden „Cultural Turns“ geprägt werden.

Kulturalisten im Gefolge von Huntington und Harrison werden der Vielschichtigkeit dieser Debatte nicht gerecht, indem sie monokausal argumentieren. Sie erklären die Kultur zum dominanten Einflussfaktor für wirtschaftliches Handeln und wirtschaftliche Entwicklung, während andere relevante Einflüsse faktisch ausgeblendet oder bestenfalls verbal berücksichtigt werden. Das führt letztlich dazu, einzelne Kulturen aufgrund bestimmter Merkmale als entwicklungsfreundlich, andere als entwicklungsresistent zu kategorisieren. Ein extremes Beispiel dafür ist etwa die Typologie des argentinischen Journalisten Mariano Grondona, in der für 20 kulturelle Faktoren jeweils zwei Muster von Ausprägungen („Wertesysteme“) idealtypisch gegenübergestellt werden: „eines, das die wirtschaftliche Entwicklung uneingeschränkt begünstigt, und eines, das ihr uneingeschränkt Widerstand entgegensetzt“ (Grondona 2002, 78).

Diese Schlussfolgerung ist nicht nur verallgemeinernd und bedient gängige Vorurteile (vgl. dazu Sen 2007, 39-41), sondern bereits die Methode ist in mehrfacher Hinsicht problematisch. Die Argumentation der Kulturalisten beruht zum einen auf einem verkürzten Verständnis von Entwicklung, das Entwicklung in der Tradition der Modernisierungstheorie mit wirtschaftlichem Wachstum gleich setzt und andere wichtige Faktoren wie Politische Beteiligungsrechte, Rechtssicherheit oder Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und sozialen Sicherungssystemen weitgehend vernachlässigt. Zum anderen basiert diese Sichtweise auf einem statischen und essentialistischen Kulturverständnis. Kulturen werden weitgehend als eindeutig, unveränderlich und in sich abgeschlossen betrachtet. Auch wird unzulässigerweise vernachlässigt, dass Kultur nie losgelöst von anderen sozialen, politischen und ökonomischen Einflüssen wirken und diese verschiedenen Faktoren sich wechselseitig beeinflussen. Die Beschränkung von Analysen und Bewertungen auf einen Faktor oder auf eine Untersuchungsmethode erweist sich auch deshalb als unzureichend, weil eine solch statische Betrachtung den kulturellen Wandel und die Interaktionen von Kulturen, die im Zeitalter der Globalisierung eine kaum gekannte Intensität erreicht haben, nur mangelhaft erfassen kann. Insgesamt sind solche monokausalen Erklärungsmuster daher kaum geeignet, den Einfluss von Kultur auf soziale Phänomene im Allgemeinen und wirtschaftliche Zusammenhänge im Besonderen adäquat zu beschreiben.

Um nicht, wie es Amartya Sen treffend auf den Punkt bringt, „vom Regen‘ der Vernachlässigung von Kultur ‚in die Traufe‘ eines kruden Kulturdeterminismus zu fallen“

(Sen 2007, 54), steht die Ökonomie vor der Herausforderung, das komplexe Beziehungsgeflecht von Kultur, Sozialstruktur und Ökonomie methodisch angemessen zu erfassen. Dies verlangt zunächst, die Fragerücksicht über die einfache Auseinandersetzung hinaus zu präzisieren, ob Kultur wirtschaftliches Handeln prägt oder nicht. Vielmehr braucht es ein tieferes Verständnis davon, wie und auf welche Weise sich Kultur und soziales bzw. wirtschaftliches Handeln wechselseitig beeinflussen (vgl. Sen 2007). Es bedarf dazu geeigneter Methoden, um die wechselseitigen Bezüge von Kultur, Sozialstruktur und Ökonomie angemessen analysieren zu können.

Dies verweist auf die bleibende Bedeutung des Methodenstreits der Ökonomie und der Sozialwissenschaften. In den letzten Jahren sind von ganz verschiedenen Seiten Anstrengungen zur Weiterentwicklung ökonomischer Theorien zu beobachten, die gezielt versuchen, kulturelle Phänomene und deren Einfluss auf die Ökonomie zu erfassen. Selbst die Neoklassik versucht Kultur zu integrieren, indem sie mit der Neuen Institutionenökonomik den Einfluss von Institutionen, und zwar informeller (Werte, sozio-kulturelle Traditionen) wie formeller (Rechtsnormen, Sozial- und Wirtschaftsordnung), auf wirtschaftliches Handeln thematisiert (vgl. North 1998; Erlei u.a. 1999). Informelle wie formelle Institutionen werden dabei jedoch ausschließlich aus dem Blickwinkel der Individuen und ihrer wohlverstandenen Eigeninteressen verstanden.

Die einzelnen Individuen befolgen deshalb bestimmte Regeln und schränken ihre individuellen Handlungsspielräume ein, weil sie damit die mit der Interaktion verbundenen Unsicherheiten reduzieren, d.h. Transaktionskosten senken, und die Möglichkeiten bzw. Erträge gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Interaktion erweitern können. Damit wird Kultur freilich auf bestimmte Regeln reduziert. Der historische und soziale Kontext der Regel wird dabei genauso ausgeklammert wie der Sinnzusammenhang, der mit der Regel verbunden ist. Dies verweist auf die Grenzen der institutionenökonomischen Analyse (vgl. dazu ausführlicher Hegmann 2004), die insgesamt auch nicht in der Lage ist, die geschichtlich-kulturelle Vielfalt des wirtschaftlichen Geschehens theoretisch adäquat zu erfassen.

Mit der Methodenfrage eng verknüpft ist der Anspruch der Interdisziplinarität, den es zu erfüllen gibt, um Phänomenen wie einer kulturvergessene Ökonomie oder einer zu deterministische Kulturwissenschaft Herr zu werden. Hier handelt es sich nur um ein Beispiel, denn ein interdisziplinäres Vorgehen, vor allem der Sozialwissenschaften, scheint unerlässlich, um mehr als nur monokausale und damit letztlich unbrauchbare Erklä-

rungsmuster zu erforschen. Ein weiteres Beispiel ist die empirische Ökonomie, die eingangs anhand der ökonomischen Glücksforschung beschrieben wurde. Die empirische Ökonomie zeigt besonders den Wert interdisziplinärer Forschung, da sie z.B. ganz gezielt Methoden der empirischen Sozialforschung nutzt, um ökonomische Zusammenhänge besser erklären zu können.

4. Eine grundsätzliche Offenheit des Forschers für verschiedene Methoden bleibt also erheblich, um objektive, zuverlässige und valide Ergebnisse zu erzielen. Diese Offenheit zur kritischen Reflexion gilt sowohl für das Spannungsfeld zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung, als auch für die anderen genannten Spannungsfelder, die immer wieder in dieser Vorlesung angeklungen sind. Wichtig bleibt dabei stets der empirische Bezug von Forschungsfrage und Methode, also deren grundsätzlicher Bezug zur Wirklichkeit. Und eben nach dieser Wirklichkeit, die untersucht werden will, muss sich eine jede Wissenschaft richten, um zu gültigen Ergebnissen zu kommen. Denn eine Wissenschaft, die die Wirklichkeit bestimmt, hätte nicht ein einziges Gütesiegel verdient. Sowohl in der Sozial- also auch in der Geisteswissenschaft kann diese Wirklichkeit aber nicht auf blanke Materialität reduziert werden. Denn die soziale Welt ist voll von Bedeutungen, voll von Werten, Normen und nicht zuletzt den sozialen Akteuren selbst, die dieses Netz handelnd gestalten. Und eben dieses Netz ist nichts anderes als einer der komplexesten Untersuchungsgegenstände, denen sich ein Forscher widmen kann: Die Gesellschaft.

Literatur

- Ahrens J./ Beer R./Bittlingmayer U. H./Gerdes J. (Hrsg.) (2011), *Normativität. Über die Hintergründe sozialwissenschaftlicher Theoriebildung*, Wiesbaden.
- Bachmann-Medick, D. (2006), *Cultural Turns : Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg.
- Becker G. S. (1993), *Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens*, Tübingen/Mohr Siebeck.
- Berger P. (1977), *Einladung zur Soziologie*, München/dtv.
- Brüntrup G. (2011), *Analytische Philosophie und Religionsphilosophie*, in: Jahresbericht der Hochschule für Philosophie 2010/11, 4-14.
- Cormier H. J. (2009), *Hilary Putnam*, in: Shook J. R./Margolis J. (Hrsg.), *A Companion to Pragmatism*.
- Diekmann A. (2007), *Empirische Sozialforschung*, Hamburg/Rowohlt.
- Erlei, M. u.a. (1999), *Neue Institutionenökonomik*, Stuttgart.
- Frey B. S./Frey Marti C. (2010), *Glück: Die Sicht der Ökonomie*, Zürich/Rüegger.
- Friedman M. (1953), *The Methodology of Positive Economics*, in: ders., *Essays in Positive Economics*, Chicago.
- Geertz C. (1987), *Dichte Beschreibungen*, Frankfurt/Suhrkamp.
- Gorton W. J., *The Philosophy of Social Science*, in: Internet Encyclopedia for Philosophy, <http://www.iep.utm.edu/soc-sci/>.
- Habermas J. (2002), *Werte und Normen, Ein Kommentar zu Hilary Putnam Kantischem Pragmatismus*, in: Raters M.-L., Willaschek M., *Hilary Putnam und die Tradition des Pragmatismus*, Frankfurt/Suhrkamp, 280-305.
- Hegmann, H. (2004), *Implizites Wissen und die Grenzen mikroökonomischer Institutionenanalyse*, in: Blümle, 11-28.
- Huntington J./Harrison L. (2002), *Culture Matters*, Basic Books.
- James W. (1907), *What Pragmatism means*, in: ders., *Pragmatism. A new name for some old ways of thinking : popular lectures on philosophy*, London.
- Jonas F. (1968), *Geschichte der Soziologie I*, Reinbeck.
- Käsler D. (1995), *Max Weber: Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung*, Frankfurt.
- Kirchgässner G. (2000), *Homo Oeconomicus*, Tübingen/Mohr Siebeck.
- Lamnek S. (1995), *Qualitative Sozialforschung, Band 1: Methodologie*, Weinheim.

- Leach D. K. (2005), *The Iron Law of What Again? Conceptualizing Oligarchy Across Organizational Forms*, in: *Sociological Theory* 23: 312-337.
- Lenk H. (1986), *Zwischen Wissenschaftstheorie und Sozialwissenschaften*, Frankfurt/Suhrkamp.
- Manstetten R. (2000), *Das Menschenbild der Ökonomie*, Freiburg.
- Megers C. (1883), *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften*.
- North, D.C. (1998), *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*, Tübingen
- Putnam H. (2002), *Antwort auf Jürgen Habermas*, in: Raters M.-L., Willaschek M., *Hilary Putnam und die Tradition des Pragmatismus*, Frankfurt/Suhrkamp, 306-324.
- Robbins L. (1932), *Essay on the Nature and Significance of Economic Science*.
- Sachs J, Warner A. (1995), *Natural Resource Abundance and Economic Growth*. Cambridge, MA: National Bureau of Economic Research.
- Sen, A. (2007), *How Does Culture Matter*, in: M.-Y. Lee-Peuker, 29-61 (orig., in: Rao/Walton 2004, 37-58).
- Veblen T. (1899), *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of Institutions*. London/Macmillan.
- Wallacher J. (2008), *Ökonomie und Kultur – Eine komplexe Beziehung*, in: Wallacher et al., *Kultur und Ökonomie. Globales Wirtschaften im Spannungsfeld kultureller Vielfalt*, Stuttgart, 1-14.
- Wallacher J. (2011), *Mehrwert Glück. Plädoyer für ein Menschengerechtes Wirtschaften*, München/Herbig.
- Wallacher J. (2014), *Zum Mehrwert der „Happiness-Forschung für die Wirtschaftsethik“*, im Erscheinen.
- Weber M. (1922), *Soziologische Grundbegriffe*, in: ders., *Wirtschaft und Gesellschaft*.
- Weber M. (1968), *Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*, in: ders., *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*, Tübingen/Mohr.

Modulbereich I: Systematische Philosophie; I/5: Individuum und Gesellschaft

Fragenkatalog zur Prüfungsvorbereitung

Kapitel 1: Ursprung, Gegenstand und Methode sozialwissenschaftlicher Forschung

- 1) Welche grundlegenden Fragen stellen sich, wenn man die Eigenart „sozialwissenschaftlicher Forschung“ zu klären sucht?
- 2) Welche Beziehungen gibt es zwischen Sozialwissenschaften und Philosophie?
- 3) Wie würden Sie Philosophie und Sozialwissenschaften voneinander abgrenzen?
- 4) Beschreiben Sie verschiedene historische Wurzeln der Sozialwissenschaften?
- 5) Beschreiben Sie grundlegende Ziele der „Philosophie der Sozialwissenschaften“ und verdeutlichen Sie dies anhand von eigenen Beispielen?
- 6) Verdeutlichen Sie wichtige methodische Spannungsfelder in den Sozialwissenschaften?
- 7) Was ist Max Weber zufolge die Aufgabe der Soziologie und welche Begriffe sind dafür grundlegend?
- 8) Wie grenzt Weber die Soziologie von anderen Wissenschaften ab, und was ergibt sich daraus für die soziologische Untersuchung?
- 9) Welche Bedeutung haben Idealtypen für die Soziologie von Weber und wie werden sie gewonnen? Verdeutlichen Sie das anhand verschiedener Anwendungsfelder von Weber!
- 10) Welche Typen sozialer Beziehungen unterscheidet Max Weber; geben Sie dafür jeweils Beispiele an?

Kapitel 2: Der Anspruch der Wertneutralität als „versteckte Ideologie“?

- 1) Welche Positionen vertreten szientistische und interpretative Ansätze hinsichtlich des Postulats der Wertneutralität, und warum?
- 2) Was sind Triebkräfte für die Behauptung, dass Fakten und Werte klar trennbar seien?
- 3) Welche Antwort gibt Max Weber auf die Frage der „Objektivität“ von Sozialwissenschaften?
- 4) Welche Rolle spielen unterschiedliche Vorstellungen über Eigenschaften von Werturteilen für die Frage der „Objektivität“ von Sozialwissenschaften?
- 5) Inwiefern spielen bei der Frage der Wertneutralität auch erkenntnistheoretische Überlegungen eine Rolle? Erläutern sie das an den Ausführungen von Weber wie von Putnam!
- 6) Erläutern Sie verschiedene Typen von Werten und damit verbundenen Werturteilen?
- 7) Welche Bedeutung hat die Unterscheidung verschiedener Werturteile für die Frage der Wertneutralität?
- 8) Welche Argumente bringt Hilary Putnam gegen die Dichotomie von Tatsachen- und Werturteilen vor?

Kapitel 3: Naturalismus und ökonomischer Imperialismus

- 1) Was macht die naturwissenschaftliche Untersuchung so attraktiv für die Sozialwissenschaften?
- 2) Beschreiben Sie das methodische Vorgehen von Adam Smith und erläutern Sie, welche Bezüge er zur Newtonschen Mechanik herstellt?
- 3) Erläutern sie die Grundposition des Positivismus in seinen verschiedenen historischen Phasen!
- 4) Welche Bedeutung hat der Positivismus für das Verhältnis von Natur- und Sozialwissenschaften?
- 5) Beschreiben Sie die Konfliktlinien des Methodenstreits in den Sozialwissenschaften und dessen Bedeutung für die Genese der Ökonomik!
- 6) Was zeichnet die Ökonomik aus und inwiefern basiert diese auf dem Naturalismus?
- 7) Skizzieren Sie in Grundzügen das Homo-Oeconomicus-Modell und dessen grundlegende Annahmen!
- 8) Erläutern Sie, wie Gary Becker mit seiner Universaltheorie menschlichen Wahlverhaltens die Grundannahmen des Homo-Oeconomicus-Modells radikalisiert?
- 9) Erläutern Sie, welche Chancen und Grenzen die Ökonomik für die Sozialwissenschaften bietet?
- 10) Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede haben die Modellfigur des Homo Oeconomicus und die Idealtypen bei Max Weber?

Kapitel 4: Zur Problematik der Annahme „sozialer Gesetzmäßigkeiten“

- 1) Welche praktischen Schwierigkeiten stellen sich bei der engen Anlehnung der Sozialwissenschaften an das naturwissenschaftliche Vorgehen?
- 2) Welche Einwände würden Sie für die Annahme von Kausalgesetze in den Sozialwissenschaften vorbringen? Erläutern Sie das am Beispiel des „Gesetzes von Angebot und Nachfrage in der Ökonomik“!
- 3) Erläutern Sie anhand von Beispielen wie dem „Ehernen Gesetz der Oligarchie“ von Roberto Michels’ oder dem „Ressourcenfluch“, was sozialwissenschaftliche Forschung leisten, und was sie nicht leisten kann!
- 4) Beschreiben Sie, was Rainer Manstetten mit dem „Problem der Verfremdung“ meint, und welche Bedeutung dies für die Kritik am Naturalismus in der Ökonomie hat!
- 5) Inwiefern stellt sich in der Ökonomik das Problem der Willensfreiheit?
- 6) Erläutern Sie zentrale Merkmale der quantitativen Sozialforschung!
- 7) Inwiefern ist die quantitative Sozialforschung „positivistisch“?
- 8) Erläutern Sie zentrale Kritikpunkte an der quantitativen Sozialforschung!
- 9) Was spricht bei aller Kritik für die quantitative Sozialforschung?
- 10) Was zeichnet qualitative Erhebungsmethoden in Abgrenzung zu quantitativen Verfahren aus?

Kapitel 5: Die Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt und die Herangehensweise interpretativer Ansätze

- 1) Was ist der grundsätzliche Unterschied zwischen interpretativen und szientistischen Ansätzen?
- 2) Was folgt aus Bedeutungshaftigkeit der sozialen Welt für Methode und Ziel der Sozialforschung?
- 3) Welche Bedeutung dafür haben die drei Bilder, die Peter Berger in seiner „Einladung zur Soziologie“ einführt?
- 4) Inwiefern ist der Ansatz der „Dichten Beschreibung“ des Kulturanthropologen Clifford Geertz ein interpretativer?
- 5) Was ist der Begriff von Kultur und welche Funktionen hat Kultur im Ansatz von Geertz?
- 6) Erläutern Sie die verschiedenen kulturellen Perspektiven von Geertz?
- 7) Welche Bezüge zu Max Weber weist der Ansatz von Geertz auf?
- 8) Was sind aus philosophischer Perspektive die Vorzüge, was die Grenzen des Ansatzes von Geertz?
- 9) Was sind die zentralen Prinzipien und Methoden der qualitativen Sozialforschung?
- 10) Welche Impulse kann die philosophische Hermeneutik für die qualitative Sozialforschung liefern?